

# DER

# QUERSCHNITT

## *Knigge 1933*

13. Jahrg., Heft 1  
Im Januar 1933  
Propyläen-Verlag  
Preis 1,20 Mark



Sächsische  
Landesbibliothek

16. DEZ. 1991

Dresden

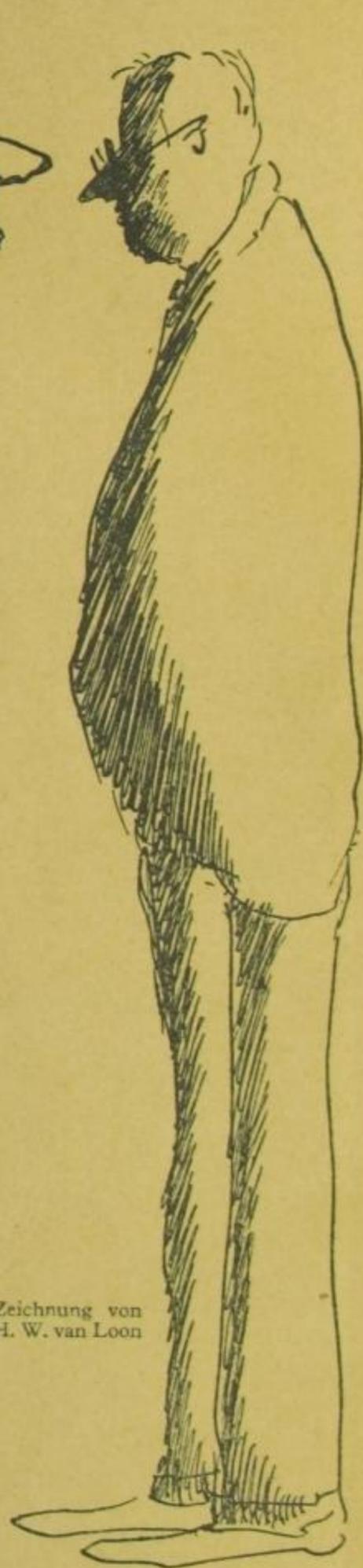
Soeben erschien:

Du  
und die  
Erde

von Hendrik Willem van Loon

Eine Geographie für jedermann, über und über bebildert. „Van Loon hat als Soziologe und Schriftsteller einen großen Ruf. Vor nicht zu langer Zeit ist ein sehr schönes Rembrandt-Buch von ihm herausgekommen. Sein neues Buch ist ein gelungener Versuch, den Menschen spielend Geographie beizubringen. Erdkunde von Anbeginn bis heute, frei und heiter vorgetragen, eine menschenfreundliche Angelegenheit“. (Prager Presse.) Stichworte aus dem Inhalt: Von der Entdeckung Europas und dem Menschenschlag, der in diesem Teil der Welt lebt · Deutschland, das Reich, das zu spät gegründet wurde · Arabien, oder wann ist ein Teil Asiens kein Teil Asiens? · Die Inseln des Pazifischen Ozeans, auf denen die Menschen weder säen noch ernten — ihr himmlischer Vater ernährt sie doch. ★ Broschiert 6 Mark 75, in Ganzleinen 8 Mark 75.

Zeichnung von  
H. W. van Loon



Verlag Ullstein

Erfolgreiche, diskrete Eheanbahnung gebildeter Kreise, jede Religion, seit 1912  
 „empfangen persönlich“  
 täglich bis 5 Uhr

*Freifrau v. Coburg*

nach Verständigung  
 gewissenhafte und individuelle Behandlung. Berlin-Schöneberg 1, Grunewaldstraße 19. B 6, Cornelius 0844

Der Querschnitt von

**AROSA:**

DAS NEUE WALDHOTEL

Einheitspreis M 15.— bei voller Pension



Erste deutsche  
**Rassehunde-**  
**Zuchtanstalt und Hdlg.**

Arthur Seyfarth, Bad Köstritz 88  
 (Thüringen) Gegründet 1864

Salon-, Wach-, Schutz-,  
 Polizei- und Jagdhunde.

Versand nach allen Weltteilen. Illustrierter Prachtkatalog mit Preisverzeichnis und Beschreibung der Rassen 1 M (Marken)

**KUNST-  
 UND  
 GEWERBESCHULE**

**MAINZ**

**VERLANGEN SIE  
 DRUCKSACHEN**

**Herbin-Stodin**

unschädlich und unübertroffen bei starken

**Kopfschmerzen**

Rheuma, Muskel- und  
 Nervenschmerzen

Kaufen Sie daher in der Apotheke nur Herbin-Stodin, und Sie werden angenehm überrascht sein.

H. O. ALBERT WEBER, MAGDEBURG

**Der Mann**

**ist doch nicht krank,  
 Herr Kollege!**



Warum sollen wir mit ihm Experimente machen? Verordnen wir ihm „Titus-Perlen“!

So sprechen heute modern denkende Ärzte, die darüber Bescheid wissen, daß Neurasthenie, Sexualstörungen und Leistungsunfähigkeit auf Hormonmangel beruhen. — Ist die Hormonproduktion

mangelhaft, so stellt sich **sexuelle Minderwertigkeit** und ein Heer von Beschwerden ein, unter denen Depression, Reizbarkeit und vorzeitiges Altern für die Harmonie der Ehe vernichtend sind. — Glücklicherweise ist es dem wissenschaftlichen Institut der Dr. Magnus-Hirschfeld-Stiftung in Berlin gelungen, eine Methode zu finden, die die Darstellung von Hypophysen- und Keimdrüsenhormon in reiner Form ermöglicht. Wer „Titus-Perlen“ einnimmt, führt also seinem Organismus lebenswirksame Hormone zu, die neben ihrer Wirkung die Hormon-Eigenbildung ganz erheblich steigern. — Preis 100 Stück „Titus-Perlen“ für Männer RM 9.80, für Frauen RM 10.80.

**Zu haben in allen Apotheken.**

Sie erhalten eine Probe „Titus-Perlen“ gratis, dazu die lehrreiche Broschüre, die Ihnen durch zahlreiche Illustrationen die Funktionen der Organe zeigt (verschlossen-neutral) gegen 40 Pf. in Briefmarken. **Friedrich-Wilhelmstädtische Apotheke, Berlin NW 6/182, Luisenstraße 19.**

**EMPFEHLENSWERTE  
HOTELS UND RESTAURANTS  
IN FRANKREICH**



RESTAURANT  
**LA CIGOGNE**  
PARIS

Restaurant, Dancing, Vorführungen, Amerikan Bar, Soupers. 27, Rue Bréa Centrum des Montparnasse, die ganze Nacht geöffnet.

CAFÉ—BRASSERIE

Dîners — Soupers  
son Bar Américain  
**PARIS**

Zentrum des  
**MONTPARNASSE**

**Le Dôme**

Rendez-vous international des artistes.

Ouvert toute la nuit

RESTAURANT **BOSC**

Paris, 135, Avenue Malakoff (Porte Maillot), am Eingang des Bois de Boulogne.

Vorzügliche Küche, gepflegte Weine, mäßige Preise. Spezialitäten: Poularde, Côte de Veau et Foie gras.

L. DEFAYE NACHF.



**Ohren- und Augen-Weide!** Hören Sie mit den „Sieben Tagen“, der großen Funk-Zeitung mit den übersichtlichen Europa-Programmen und den schönen großen Bildern! — Die „Sieben Tage“ gibt's jeden Freitag neu für 20 Pf. Bestellen Sie bei Ihrem Buch- und Zeitschriftenhändler, Ihrem Postamt oder durch den Verlag Ullstein, Berlin SW 68.

# DER QUERSCHNITT

13. Jahrgang

Berlin, Januar 1933

Heft 1

## Der neue Knigge

<i>Egon Friedell</i> : Über den Umgang mit Menschen . . . . .	1
<i>J. S.</i> : Moderne Gesprächs-Unsitten . . . . .	3
<i>Prof. Simon Fleischmann</i> : Wie verhalte ich mich im Alltag? . . . . .	6
<i>John Riddel</i> : Soll ein Ehemann seine Frau heiraten? . . . . .	10
<i>Karel und Josef Čapek</i> : Der vollkommene Ehemann . . . . .	13
<i>George Grosz</i> : Amerikanische Umgangsformen . . . . .	16
<i>Leo Lania</i> : Der rote Knigge . . . . .	20
<i>Walther Rode</i> : Wie verhalte ich mich als Angeklagter? . . . . .	21
<i>Toddy</i> : Knigge im Knast . . . . .	23
<i>Anton Kuh</i> : Wie verhalte ich mich nach einer Ohrfeige? . . . . .	26
<i>Fürst Albrecht v. Urach</i> : Benehmen in schlechter Gesellschaft . . . . .	28
<i>Leopold Wölfling</i> : Wie benimmt sich ein Exprinz? . . . . .	29
<i>Kurt Freiherr von Reibnitz</i> : Der korrekte Minister . . . . .	31
<i>Antonina Vallentin</i> : Verkehr mit Ministern und Diplomaten . . . . .	34
<i>Tom Cow</i> : Der Lord mit den Beinen nach oben . . . . .	39
<i>Rudolf Arnheim</i> : Wo ist schlechtes Benehmen am Platz? . . . . .	42
* * : Wie benimmt man sich bei einem Leichenbegängnis? . . . . .	45

## Marginalien:

*Friedrich Karinthy*: Die neue Herrenmode / *Gustav Grüner*: Die Geheimsprache / *Fragekasten des Querschnitts* / *Maximo José Kahn*: Spanischer Knigge 1933 / *Rom Landau*: Wie wird man Engländer? / *Vom Grüßen* / *Eugenie Schwarzwald*: Nachtrag zum Knigge von 1788 / *C. Mierendorff, M. d. R.*: Regeln für den Umgang mit politischen Gegnern / *A. Soritsch*: Die Wandzeitung / *Ernst Rowohlt*: Über den Umgang des Verlegers mit Autoren / *Zehn Anstandsregeln der Katharina II.* / *Werner Finck*: Parklandschaft im Winter / *Pulex*: Wie benimmt man sich bei lästigen Vorträgen? / *Paul Stefan*: Ratgeber für zeitgemäßes Musikhören / *Paul Wiegler*: Revisionen / *Bücher-Querschnitt*

Umschlagbild von Erik Nitsche

Nachdruck und Übersetzung verboten / Copyright 1933 by Propyläen-Verlag G. m. b. H., Berlin

Chefredakteur: Victor Wittner

# KUNST *und* AUKTIONEN



## Museum der Gegenwart

Die reichillustr. Zeitschrift für moderne Kunst  
Herausgeber Ludwig Justi. Jährlich M 5.—

## ERNST RATHENAU VERLAG

Charlottenburg 2, Fasanenstraße 85

Gemälde  
alter Meister

## KUNSTHAUS MALMEDÉ

Köln a. Rh., Unter Sachsenhausen 33

## Zeitgenössische Kunst

Heckel, Kirchner, Klee, Otto Müller, Nolde u. a.

## GALERIE

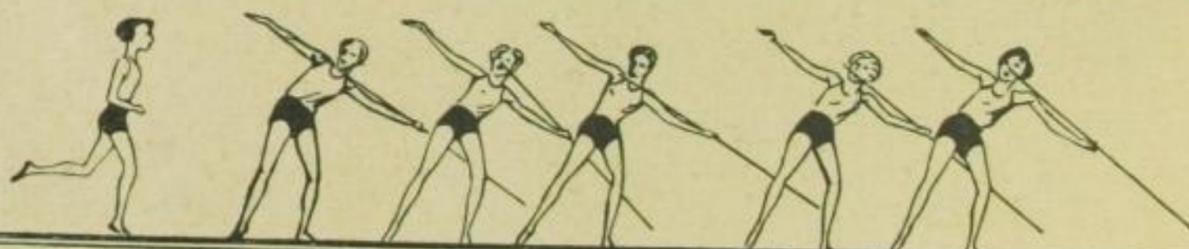
## FERDINAND MÖLLER

Jetzt: Berlin W10, Lützowufer 3

Gemälde  
moderner Meister

## GALERIE WEBER

Berlin W 35, Derfflinger-Straße 28



Daniel Prenz, Ellen Braumüller, Helene Mayer, Gustav Jaenecke, Emil Hirschfeld, Deiters, Földeak und viele andere bedeutende Sportler haben mit Artikeln und Anleitungen dazu beigetragen, das neue Ullstein-Sonderheft, die

# SPORT-FIBEL

zu einem ausgezeichneten Leitfaden für alle Sportbessenen zu machen. Von der Kniebeuge bis zum Sportabzeichen lehrt die „Sportfibel“ Leichtes und Schweres. Viele anschauliche Bilder unterstützen auf einer herausziehbaren „Harmonika“ das geschriebene Wort. Eine Rekord-Tafel zeigt die Rekorde und Sieger der letzten Olympiade, eine besondere Beilage zählt die Bedingungen auf, die zum Erwerben des deutschen Turn- und Sportabzeichens zu erfüllen sind. Preis 60 Pf.



Kurt Werth

— Ich kann Ihnen ganz genau sagen, worüber sich die beiden Minister unterhalten: über mich.

## Über den Umgang mit Menschen

Von

*Egon Friedell*

**D**er Mensch schwankt im Verkehr zwischen zwei falschen Extremen: zwischen kalter Distanz und stillloser Fraternität. Wenn du kein Herz hast, so wirst du einem andern niemals etwas bedeuten können; aber wenn du ihm nicht wenigstens so fern bleibst, daß er dich sehen kann, so wirst du ihm auch nichts bedeuten.

Artige Verbeugungen machen, nicht mit dem Messer essen, seine Karte abgeben: das ist noch nicht Wohlerzogenheit. Die Seele seines Mitmenschen bekommen, für drei Stunden seine Melancholien, seine

Idiosynkrasien, seine Schulden, seinen Ehrgeiz, seine Krankheiten haben: das heißt wohlerzogen sein.

Erst wenn zwei Menschen sich nichts mehr zu sagen haben, beginnt der menschenwürdige Verkehr.

Ein kluger Mensch wird schon aus Egoismus bescheiden sein. Er schützt sich damit vor seinem perfidesten Gegner: vor sich selbst.

Der menschliche Verkehr besteht ganz einfach darin, daß jeder des anderen Irrenwärter ist. Nur aus diesem Altruismus kann man die Kraft schöpfen zu der noch viel schwierigeren und ernsteren Aufgabe: sein eigener Irrenwärter zu sein.

Von zwei gleich gescheiterten Menschen wird derjenige den weiteren Horizont haben, der mehr Herz hat. Mit anderen Worten: Wärme dehnt aus.

Es gibt Menschen, die selbst für Vorurteile zu dumm sind.

Für die meisten Menschen hat der Nebenmensch nur dann Wert, wenn er als ihr Vergrößerungsspiegel fungiert. Der größte Teil unserer Gesellschaftsformen ist hierauf zurückzuführen.

Die wenigsten Menschen leben ihre eigene Biographie.

Was das Gymnasium wert ist, sieht man weniger an denen, die es besucht haben, als an denen, die es nicht besucht haben.

Der Franzose spricht gern und stolz von „la mort sans phrase“. Aber er hat noch nie daran gedacht, es einmal mit „la vie sans phrase“ zu versuchen.

Behandle jede Dame liebenswürdig und zuvorkommend, auch wenn sie nicht mehr jung und schön ist; sie könnte vielleicht doch eine Journalistin sein.

Nur häßliche Frauen sind erziehungsfähig; und bei denen hat es keinen Zweck.

Die Frauen sind keine Menschen. Das macht sie so anziehend.

Ideales Ballgespräch: Gnädigste sind, wie alle Frauen, anders als die andern Frauen.

Es gibt flache Egoisten und tiefe Egoisten. Die letzteren nennt man Altruisten.

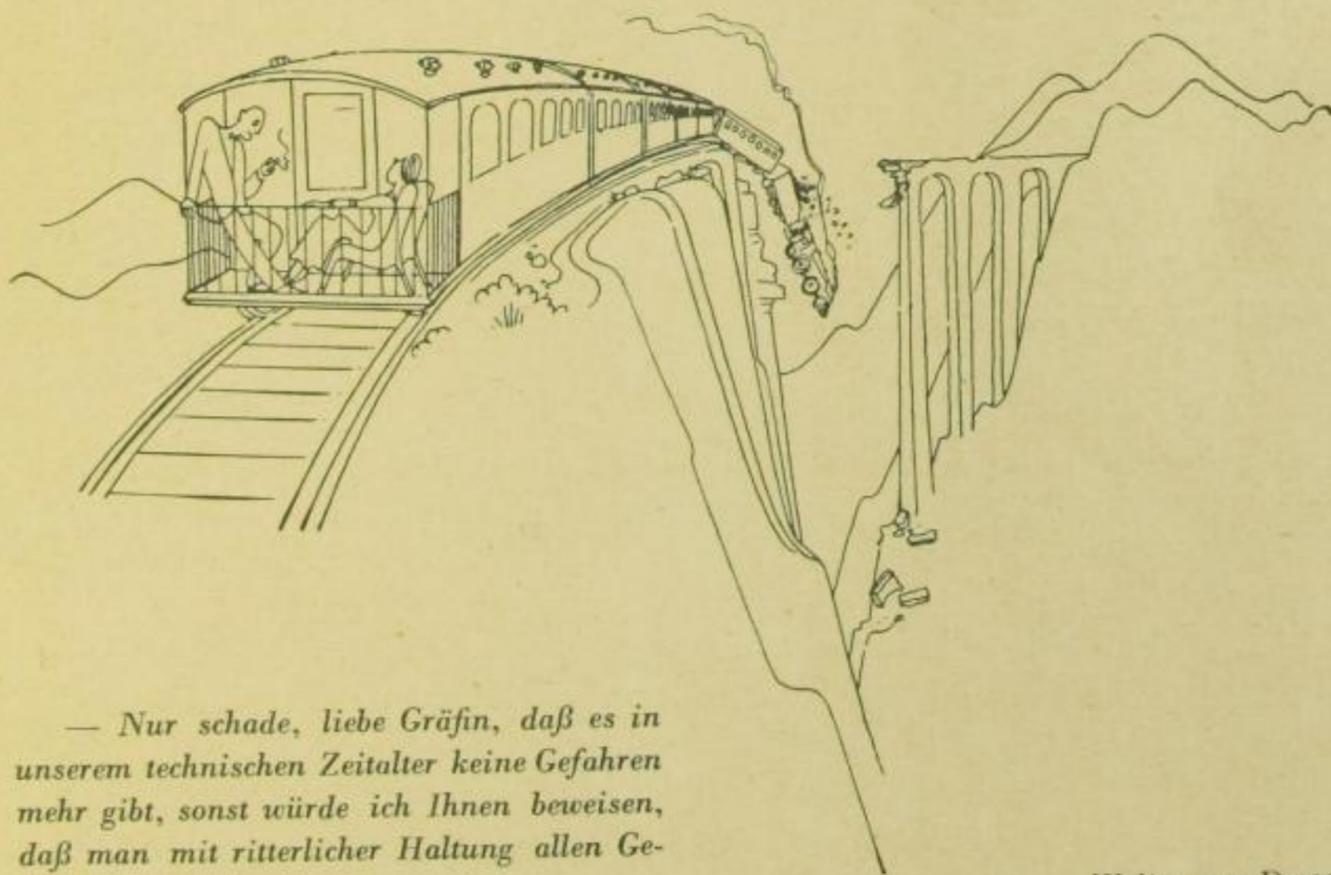
# Moderne Gesprächs-Unsitten

Von

J. S.

Kein Thema ist bekanntlich mehr erschöpft als das von der Unsitte des Zuvielredens. Dennoch habe ich kaum je fünf Leute zusammensitzen sehen, wo nicht irgendeiner, zur gradweisen Erstarrung der übrigen, darin exzellierte. Doch unter allen Schwätzern kommt keiner dem nüchternen, bedachtsamen Manne gleich, der mit Umsicht und Überlegung beginnt — seine Einleitung macht — sich in etliche Abschweifungen verzweigt — auf etwas kommt, das ihm eine andere Geschichte ins Gedächtnis ruft — die er zu erzählen verspricht, wenn die jetzige zu Ende sein wird — wieder auf sein Thema zurückkommt — sich auf den Namen einer Person nicht besinnen kann — sich den Kopf hält und über sein Gedächtnis jammert — während die Gesellschaft in quälender Erwartung schwebt — und schließlich sagt, daß es ja ganz gleich sei, und auf die Art fortfährt. Dem Werk die Krone aufzusetzen, stellt sich dann heraus, daß alle bereits fünfzigmal die Geschichte gehört haben.

Eine der beliebtesten heutigen Unsitten ist das Reden über sich selbst. Manche geben gleich, ohne Umschweife, einen ganz genauen biographischen Abriß ihrer Person: sie berichten genau über ihre Krankheiten, mit Aufzählung der Symptome und besonderen Umstände, oder zählen alle die Hindernisse auf, die sie in Politik, Liebe oder Geschäft überwunden haben. Andere liegen ständig dem eigenen Lob auf der Lauer: sie haschen einen Zeugen am Rockzipfel, daß sie schon immer prophezeit hätten, daß es so kommen werde, aber niemand wollte ihnen glauben;



— Nur schade, liebe Gräfin, daß es in unserem technischen Zeitalter keine Gefahren mehr gibt, sonst würde ich Ihnen beweisen, daß man mit ritterlicher Haltung allen Gefahren trotzen kann.

Walter von Dreesen

dem und dem haben sie von Anfang an das und das gesagt, aber er wollte nicht hören. Andere setzen einen Stolz darein, uns von ihren Fehlern zu erzählen: das sind die seltsamsten Kerle von der Welt. Sie können nicht heucheln — sie geben zu, daß es eine Verrücktheit ist — sie haben dadurch schon eine Fülle von Vorteilen verloren — aber böte man ihnen die Welt, sie könntens doch nicht lassen — da ist irgendwas in ihrer Natur, das sich aufbäumt gegen Unaufrichtigkeit.

Oft macht man folgende Beobachtung: eine Gesellschaft kommt zusammen, und zwei entdecken zufällig, daß sie auf derselben Schule oder Universität waren, — das ist dann der Tod jeglicher Unterhaltung. Alle übrigen sind sogleich verdammt zum Schweigen und zum Zuhören, wie diese beiden da ihr Gedächtnis gegenseitig auffrischen mit allerhand Erlebnissen und Streichen, die für die Teilnehmer gewiß sehr interessant waren.

Ich kenne einen hochgestellten Offizier, der immer eine Zeitlang ein anmaßendes, ungeduldiges Schweigen beobachtet, voll von Zorn und Verachtung gegen die jeweils Sprechenden. Endlich, plötzlich, Gehör heischend, entscheidet er die Angelegenheit in einer abrupten dogmatischen Art! . . . dann zieht er sich wieder in sich selbst zurück und geruht so lange nicht zu reden, als seine Geister nicht wieder denselben Siedepunkt erreicht haben.

Es gibt gewisse Gesprächs-Unsitten, denen niemand so sehr erliegt, wie witzige Menschen, und zwar nie so sehr, als wenn sie miteinander beisammen sind. Haben sie ihren Mund geöffnet, und es ist ihnen nichts Witziges gelungen, so gilt ihnen das gleich ebensoviel verlorenen Worten: es ist eine Marter für sie wie für die Zuhörer, die armen Menschen dauernd auf der Folterbank der Erfindung zu sehen, und mit so wenig Erfolg. Sie *müssen* irgend etwas Außerordentliches sagen, um sich selber von dieser Schuld freizusprechen; sie *müssen* ihren Charakter durchhalten, weil die Dabeistehenden sonst enttäuscht sein und sie für simple Sterbliche nehmen könnten. Ich habe einmal gesehen, wie zwei solche Witzbolde mit Fleiß zusammengebracht wurden, um die Gesellschaft zu unterhalten; sie machten die lächerlichste Figur und verbreiteten Frohsinn auf eigene Kosten.

Gespött ist die feinste Blüte der Konversation; doch wie wir alles, was uns zu kostspielig ist, nachahmen und verfälschen, so haben wir auch dieses in eine Art schlagfertiger Schnoddrigkeit verwandelt. Es gilt heute für witzig, einen Menschen beim Gespräch in die Enge zu treiben, aus dem Gleichgewicht zu bringen und lächerlich zu machen — wobei er heilig verpflichtet ist, nicht böse zu werden, damit man nicht etwa glaube, er verstünde keinen Scherz. In dieser Kunst gibt es wahre Virtuosen, die einen schwachen Gegner aufs Korn nehmen, die Lacher auf ihre Seite bringen und nun schonungslos aufs Ganze gehen. Doch das französische „raillerie“ bedeutet vielmehr etwas, das zuerst wie ein Stich oder Vorwurf aussieht, dann aber, durch eine unerwartete, witzige Wendung, in ein Kompliment für den Angeredeten ausläuft.

Es gibt guterzogene Leute, die den Sprechenden zwar nicht unterbrechen, dafür aber, was noch schlimmer ist, wahrnehmbare Zeichen von Ungeduld geben. Sie lauern nur darauf, daß du aufhörst, weil sie bei sich irgendeinen eigenen Gedanken gestartet haben, auf dessen Kundgebung sie sehnsüchtig harren. In der Zwischenzeit sind sie blind und taub, weil ihre Phantasie sich einzig auf das konzentriert, was sie im Vorrat haben — aus Furcht, es könnte ihnen aus dem Gedächtnis



Seinerzeit an Winterabenden

I. Blaschy (Allenstein)



Straßen-Szene in Nazareth (Portugal)

Straßen-Szene in Nazareth (Portugal)



Giovanni da S. Giovanni (1590—1636), Die Braut wird zum Gatten geleitet (Ölbild)



Adam und Eva in einem Van-de-Velde-Film von 1928



Adamiten in Hollywood

Associated Press

entschlüpfen. So verschließen sie sich der Unterhaltung und versäumen hundert ebenso gute Einfälle, die sie aus deren Gang hätten empfangen können.

Es gibt eine Art grober Familiarität, die durch Leute, welche von Hause aus daran gewöhnt sind, in die Geselligkeit eingeführt wird — mit der Versicherung, daß es unschuldige Freimütigkeit und Humor sei. Das ist ein gefährliches Experiment in unserem nordischen Klima, wo das bißchen vorhandene Höflichkeit und Dekorum nur mit Anstrengung erzwungen wird und jederzeit bereit ist, in eine stets lauende Barbarei zurückzusinken.

Es gibt ausgezeichnete Geschichtenerzähler, mit einem gutgeordneten Vorrat, den sie wann und wo immer hervorkramen können — und bei dem niedrigen Stande der Konversation ist heute dieses Talent durchaus nicht zu verachten. Dennoch leidet es an zwei unvermeidlichen Schwächen: Wiederholung und Ausgepumptsein. Um ihnen zu entgehen, muß der also Begabte ein gutes Gedächtnis haben und öfters den Bekanntenkreis wechseln, sonst verrät er die Schwäche seiner Fonds. Denn die Geschichtenerzähler haben selten andere Einkünfte, sondern zehren vom Grundkapital.

Unsere großen öffentlichen Redner sind selten gute Gesellschafter, denn Beredsamkeit entspringt meist — so paradox das auch klingen mag — einer gewissen Unfruchtbarkeit an Gedanken und Worten. Solche Menschen haben zu jedem Gegenstand ein feststehendes Repertoire von Begriffen, und nur eine Garnitur von Phrasen, sie auszudrücken; sie schwimmen über alle Oberflächen und bieten sich bei jeder Gelegenheit dar. Gerade darum sind tiefere Köpfe, die um den unendlichen Bereich der Sprache wissen, emporgeschreckt, die schlechtesten Redner von der Welt — es sei denn, daß Erfahrung sie geübt und ermutigt hat. Sie finden sich inmitten einer Stofffülle, einer Vielfalt der Begriffe, eines Reichtums an Worten, deren Wahl ihnen zur Qual wird. Das ist noch kein Nachteil für die Privatkonversation, wo, andererseits, das Talent des schwungvollen Schwätzens am unerträglichsten wirkt.

Nichts verdirbt die Menschen mehr für das Gespräch, als der Charakter des anerkannt witzigen Menschen. Denn um diesen Ruf aufrechtzuerhalten, verfehlen sie nie, sich mit einem Schwarm von Begleitern und Bewunderern zu umgeben, wobei beide Teile durch wechselseitige Befriedigung der Eitelkeit auf ihre Rechnung kommen. Das gibt den einen solch ein Air von Überlegenheit und macht die andern so uninteressant, daß keiner von beiden leicht zu ertragen ist.

Es gibt Menschen, welche glauben, der Unterhaltung bereits dadurch Genüge zu tun, daß sie schlichte, nicht weiter erhebliche Tatsachen referieren, wie sie alle Tage überall sich ereignen, — und dieses habe ich am häufigsten bei den Schotten beobachtet, die mit äußerster Sorgfalt auch nicht den geringsten Nebenumstand von Zeit und Ort auslassen. Wäre das nicht ein wenig versüßt durch die sonderbaren Worte, Akzente und Gestikulationen, wie sie jenem Lande eigentümlich sind, so würde diese Art von Gespräch vollends unerträglich sein.

---

*Nachschrift der Redaktion.* Bei genauer Prüfung stellte sich heraus, daß das Manuskript der „Modernen Gesprächs-Unsitten“ über zweihundert Jahre alt ist und von *Jonathan Swift* stammt. (Deutsch von *Sigismund v. Radecki*)

# Wie verhalte ich mich im Alltag?

Von

*Prof. Simon Fleischmann*

Die Antwort lautet:

*Benimm dich nicht so, wie du bist, sondern so, wie du sein willst.*

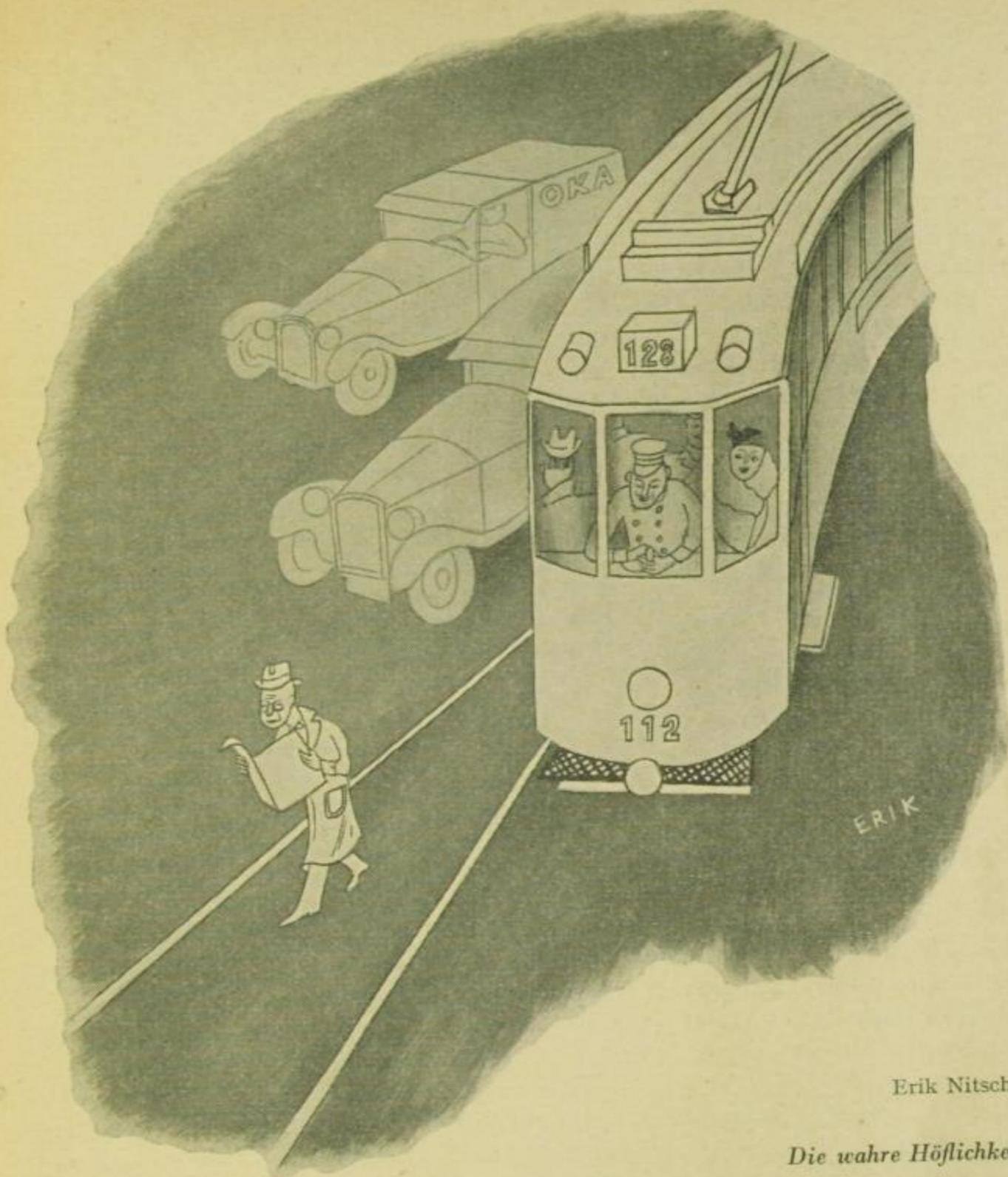
Es ist leider wahr, daß die Wissenschaft in sehr starkem Maße der Mode, oder (sagen wir höflicher) den Zeitströmungen unterworfen ist. Bei den exakten Wissenschaften ist es nicht so, daß die Errungenschaften eines früheren Abschnittes annulliert, umgestürzt werden, aber es wird an ihnen gezerrt, gemäkelt, die unvermeidlichen Defekte werden ungebührlich hervorgehoben, mit Scheinwerfern beleuchtet, während die schwer angreifbaren, unerwünschten, weil unzeitgemäßen, Hauptpunkte im Schatten gelassen und minimalisiert werden. So erging es auch den Anschauungen über die Einflüsse, die den Entwicklungsgang und die Beschaffenheit des menschlichen Charakters bestimmen. Von dem berühmten leeren Blatt, dem der Neugeborene nach Rousseau gleichen sollte und das von dem Erzieher nach Belieben beschrieben werden konnte, schwang das Pendel nach dem entgegengesetzten Extrem, das nur Vererbung und Anlage als bestimmende Faktoren gelten ließ. Ein Fatalismus schien damit verbunden zu sein, der einen zwang, die Hände in den Schoß zu legen und die Dinge kommen zu lassen, wie sie kommen mußten.

Langsam beginnt aber wieder eine rückläufige Entwicklung. Auf Grund unumstößlicher Tatsachen mußte dem Einfluß der kosmischen Faktoren, der menschlichen Umgebung, des Berufs, der Lebensweise und auch der Erziehung im weiteren Sinne des Wortes wesentliche Bedeutung zuerkannt werden. Diese Erkenntnis ist dazu angetan, in weiten Schichten der Menschheit neue Hoffnungen zu erwecken und den Lebensmut zu steigern. Der mit dem Bewußtsein seiner Defekte belastete Mensch fühlt sich nicht mehr wie ein lebenslänglich Verurteilter, er hofft auf Amnestie und Rehabilitierung.

Allerdings ist die Aufgabe, die der sich seiner Defekte bewußte Mensch damit übernimmt, nicht leicht. Der überempfindliche, reizbare, ängstliche, schüchterne, unruhige, zapplige, zaghafte, unentschlossene Mensch — die Adjektiva können noch beliebig verlängert werden — kann gewöhnlich nicht seinen Wohnort, seinen Beruf, seine Umgebung wechseln. Eines aber kann er — in sehr vielen Fällen wenigstens — schaffen, er kann einen günstigen Faktor zu seinen Gunsten wirken lassen. Gemeint ist die Art seines Handelns, die Art seines Benehmens.

Bei den Defekten, die hier eben aufgezählt worden sind, handelt es sich im wesentlichen um Anomalien der Art zu empfinden. Um sie zu beseitigen oder wenigstens abzuschwächen, bedarf es einer Einwirkung auf die Empfindungssphäre, die auf direktem Wege schwer zugänglich ist. Durch bloßes Zureden ist es unmöglich, einen Menschen ruhiger, zuversichtlicher, vertrauensvoller, mutiger zu machen. Wenn dadurch von besonders geeigneten Personen unter Umständen Wirkungen erzielt werden, so sind sie schnell vorübergehend. Es gibt aber einen indirekten, sehr wirksamen Weg, den Weg über die Tat.

Unser ganzes Leben — eine Trennung zwischen dem Teil, der uns unter dem Aspekt des Körperlichen erscheint, und dem, der als geistig betrachtet wird, darf hier, wie auch in vielem anderen, nicht gemacht werden — besteht aus Ketten von Reaktionen. Irgend ein Reiz löst eine Reaktion aus, eine Muskelbewegung, Absonderung irgendwelcher Säfte, Änderung der Blutverteilung usw. In vielen Fällen laufen



Erik Nitsche

*Die wahre Höflichkeit*

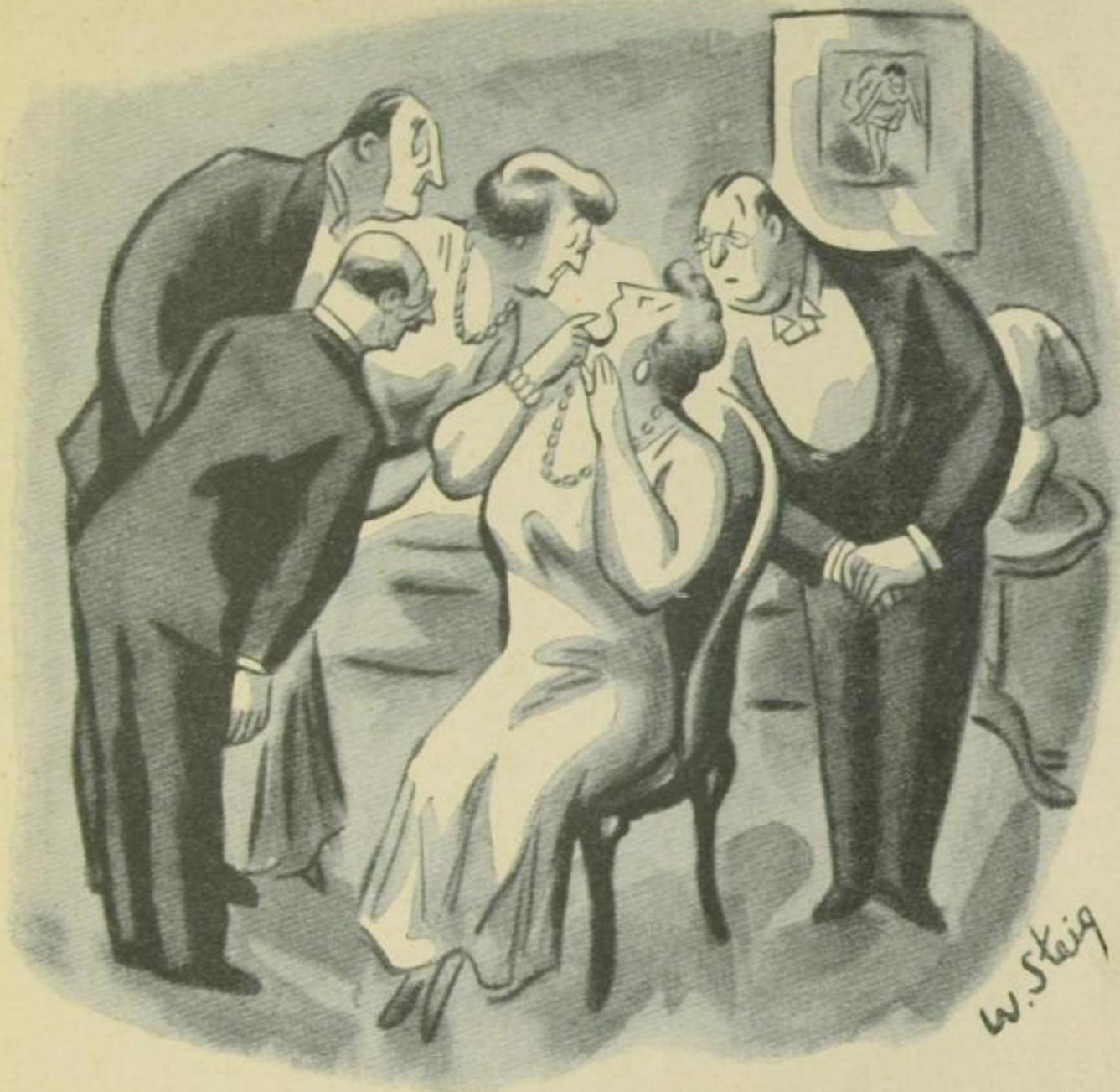
diese Reaktionen mit bewußten Empfindungen verschiedener Art einher. Nehmen wir das Beispiel einer Muskelbewegung, die durch einen Stich (Reiz) veranlaßt und zur Abwehr erfolgt ist, so ist der Vorgang damit nicht endgültig erledigt, denn — und das ist wichtig — die Muskelbewegung an sich bildet einen neuen Reiz, der weitere Folgen hat, eine weitere Reaktion, eventuell mit weiteren Empfindungen auslöst. Wir können also auch durch willkürliche Bewegungen unter Umständen Empfindungen produzieren und beeinflussen. Schon passive Änderungen der Lage eines Gliedes wirken nach neueren Forschungsergebnissen als Reize, die Reaktionen auslösen können. In höherem Grade wird das bei aktiven Bewegungen der Fall sein. Es ist bekannt, daß, wenn man die Fäuste ballt, die Gesichtsmuskeln aufs äußerste spannt, also wenn man zornige Haltung und zornigen Gesichtsausdruck nachahmt, man bis zu einem gewissen Grade Zorn und Angriffslust empfindet. Dasselbe gilt für Bewegungen und Haltungen, die Freude, Trauer, Angst usw. ausdrücken sollen. Darauf beruht die bekannte Theorie von *James* und *Lange* über das Wesen der Affekte.

Durch Bewegungen und Kombinationen von Bewegungen, also durch Handlungen und Taten kann ein Zugang zu der der willkürlichen Beeinflussung so entzogen scheinenden Empfindungssphäre erzwungen werden. Fragen wir uns nun, welche Art von Handlungen hier in Betracht kommt, so werden wir bald erkennen, daß es sich nicht um besondere Leistungen im Beruf, in der Öffentlichkeit oder im Freundeskreise handeln kann, die für das Leben des betreffenden Individuums als bedeutungsvoll gelten können. Solche Leistungen kommen selten vor, und eine dauernde Einwirkung ist von ihnen nicht zu erwarten. „Große“ Stunden bilden Ausnahmen. Ausgefüllt wird das Leben von Kleinigkeiten, von Handlungen, die wir ihrer Unscheinbarkeit wegen nicht beachten und denen wir jede Bedeutung abzuspochen geneigt sind. Und doch *bilden diese Handlungen in ihrer Gesamtheit das, was wir als Benehmen des Menschen bezeichnen*. Gerade das Benehmen des Menschen, sein Verhalten im Alltag kennzeichnet seine Art, auf die tausendfach auf ihn einwirkenden Reize zu reagieren, und schließt den weitaus größten Teil seiner Betätigung ein, einer Betätigung, die das Wesen des Menschen ausmacht und die größten Beziehungen zu seiner Gefühlssphäre hat.

Hier soll für die, die mit sich unzufrieden sind, das Bestreben einsetzen, so zu werden, wie sie sein wollen. Man soll sich so benehmen, wie man werden will. Um hier die nötige Art zu erlangen, ist es allerdings notwendig, eine Zeitlang eine Rolle zu spielen. Es gibt nervöse Stotterer, für die ihre Sprachstörung eine Quelle ständigen Leidens bildet. An sich schon mit Minderwertigkeitsgefühlen belastet, fühlen sie sich durch ihren Sprachfehler ganz besonders gedemütigt. Auffallenderweise sprechen diese Stotterer vielfach ganz korrekt, fast ohne jegliches Zeichen einer Störung, wenn sie in einem Liebhabertheater oder bei einer anderen Gelegenheit eine Rolle aufsagen und sich in die Lage des Helden versetzen, den sie spielen. Auch die Personen, für die es erforderlich erscheint, sich psychisch umzustellen, um gewisse Defekte oben angedeuteter Art abzulegen, müssen die kleinen unscheinbaren Handlungen, durch die eine dauernde Einwirkung auf die Gefühlssphäre erzielt werden kann, in der Weise ausführen, daß sie eine Rolle spielen, daß sie sich ein passendes Vorbild wählen, in dessen Lage sie sich versetzen. Sie müssen sich in jeder Lebenssituation so benehmen, wie es dieses Vorbild getan haben würde. Zum Vorbild wird eine Person gewählt, von der man mit Sicherheit annehmen kann, daß sie die zu bekämpfenden Defekte nicht besitzt oder womöglich den zu bekämpfenden entgegengesetzte Eigenschaften aufweist. Solch ein Vorbild, die Verkörperung eines Ideal-Ichs im Sinne *Freuds*, wird man am besten im Kreise der Bekannten, unter Berufsgenossen, Vorgesetzten, hervorragenden Persönlichkeiten usw. suchen. Die gewählten Personen müssen dann allerdings in allen ihren Gewohnheiten, in ihrer Haltung und in der Art ihres Auftretens beobachtet und studiert werden. Finden sich in der Umgebung keine passenden Personen, so kann man sich an sehr gut bekannte Lebensbilder historischer Persönlichkeiten, ja an künstlerische Schöpfungen aus der erzählenden Literatur halten. Hat man sich auf diesem Wege von den zu beseitigenden Defekten befreit, dann hat das Vorbild seine Schuldigkeit getan und kann ausgeschaltet werden. Bis dahin muß aber das Spiel zur Gewohnheit, zur zweiten Natur werden.

Man wird den hier entwickelten Gedankengängen leichter folgen, wenn man sich in Erinnerung ruft, wie man durch strammes Marschieren ganz anders als durch lässiges Schlendern gestimmt wird, wie gewisse Haltungen den Mut heben, wie man sich je nach den Kleidern, die man anzieht, bald feierlicher, steifer, bald ausgelassener fühlt

Die naheliegende Befürchtung, man könnte durch das Spiel einer bestimmten



New Yorker

— Das da ist eine Einlage.

Rolle sein eigenes Ich verlieren und zur Kopie des Vorbildes werden, ist ganz und gar unbegründet. Wird doch das Vorbild mit Rücksicht auf die Unebenheiten gewählt, die man beseitigen will. Nach der Befreiung von diesen Defekten, von denen man sich belastet und gehemmt fühlt, kann das eigene Ich nur reiner und besser zur Entfaltung kommen. Zudem wird doch die erlangte Änderung nie zu einer Überwucherung in entgegengesetzter Richtung kommen. Nehmen wir an, wir hätten es mit einer krankhaften Überempfindlichkeit zu tun, so wird nur das Übermaß dieser Empfindlichkeit durch das Vorbild korrigiert werden, ohne daß man sich dessen vielleicht vorhandene Dickfelligkeit aneignet. Man wählt das Vorbild, wie man sich für die Wahl eines Kleidungsstücks entschließt, das man an einem anderen gesehen hat und von dem man annimmt, daß es einen schlanker oder stärker erscheinen läßt, oder daß man sich darin freier und arbeitsfähiger fühlen wird.

Das hier Geschilderte berührt sich in den wesentlichsten Punkten mit drei gut fundierten wissenschaftlichen Lehren: mit der psychologischen Lehre des *Behaviorismus* (Behavior-Betragen, Verhalten), mit der philosophischen „*Als-ob*“-Lehre (Vaihinger) und mit der physiologischen Lehre von den *bedingten Reflexen* (Pawlow).

# Soll ein Ehemann seine Frau heiraten?

Von

*John Riddel*

**Z**u einer Ehe gehören zwei. Nach einem jener seltsamen, schönen Gesetze der Mutter Natur braucht jeder Ehemann eine Frau, und jede Ehefrau einen Mann, um den Sinn der Ehe zu vollenden. Zuerst, in den sogenannten Flitterwochen, bringt die Ungezwungenheit und Süße der Beziehung oft wirkliches Glück. Aber ach! wie lange hält es an?

Nach der ersten Freude über ihre Verbindung entdecken die beiden jungen Leute allmählich, daß sie sehr wenig oder nichts von den grundlegenden Naturgesetzen des andern wissen. Der junge Ehemann z. B. hat kein Verständnis für die dauernde Angewohnheit seiner Frau, qualmende Zigarettenstummel auf dem Eßteller liegen zu lassen, ohne den leisesten Versuch, sie auszulöschen; während die junge Frau in ihrem althergebrachten Puritanismus verwundert ist über ihres Mannes fast fanatische Abneigung, in der Öffentlichkeit Pakete zu tragen. In bezug auf diese grundlegenden, lebenswichtigen Verschiedenheiten zwischen beiden Geschlechtern besteht ein so abgrundtiefer, allgemeiner Mangel an Verständnis, daß in seinem Nebel und seinen Dunkelheiten schon manches glückliche Heim an den Klippen zerschellte. Um weiteres Eheunglück abzuwenden, habe ich die Aufgabe und das Wagnis unternommen, den Zensoren zu trotzen und diese freie und offene Diskussion über die eheliche Verbindung zwischen Mann und Mädchen niederzuschreiben.

Selbst wenn die Braut der Inbegriff „jungfräulicher Süße und Unschuld“ ist, so ist der Mann oft der erste, der „einen Sprung im Kitt“ verursacht; aber ebenso häufig ist es der Fall, daß in den ersten Tagen der Ehe der Mann sogar der Sensitivere, Romantischere ist, den die alltäglichen Dinge mehr verletzen. Allmählich nehmen die Mißverständnisse zu, das Glück verwandelt sich in Mißtrauen und Vorwurf, und die seligen Flitterwochen enden jählings in zerschmetterten Illusionen, Möbeln und, manchmal, Porzellan. Vergeblich konsultiert der verstörte junge Ehemann seine Ärzte oder liest Bücher über die Ehe, um die Antwort auf diese seltsamen Probleme zu finden. Vergeblich stellt er sich selbst die jahrhundert alte Frage: Was soll ein Mann da tun?

Nehmen wir einmal ein Beispiel. Ein junger Mann namens B. hat ein Mädchen geheiratet, namens Fräulein A. (von den altaristokratischen A's aus Boston, ziemlich große Familie) und hat sie nach den Flitterwochen in eine kleine, aber geschmackvoll eingerichtete Wohnung heimgeführt, wo sie einen gemeinsamen Haushalt führen und in Frieden leben wollen. Ein paar Tage lang zwitschern sie wie Sperlingspapageien in ihrem kleinen Nest herum, hängen Bilder auf, stellen die Möbel hin und her und schmücken ihr künftiges Heim zu ihrer gegenseitigen Befriedigung. Am Ende dieser Periode nimmt der junge Ehemann seinen Hut, küßt sein Weib zum Abschied und geht ins Geschäft, zufrieden, daß sie nun zur Ruhe gekommen sind, und in dem unschuldigen Wahn, daß die Periode des Möbelumstellens endgültig vorüber wäre.

Für einige Tage ist alles in Ordnung. Ein- oder zweimal merkt er vielleicht noch, daß jemand seinen Aschenbecher hinüber an die Wand geschoben oder seinen Lehnstuhl so gerückt hat, daß er beim Betreten des Zimmers darüber stolpert; aber er stellt diese Gegenstände wieder zurück an ihren Platz und verliert in seiner Unschuld den ganzen Vorgang aus dem Gedächtnis. Doch als er etwa zwei Wochen danach eines Abends ziemlich spät heimkehrt, entdeckt er, daß sich Furchtbares ereignet hat. Die Hölle ist los in dem winzigen Taubenschlag. Sein Bett ist zum Fenster geschoben, alle Stühle stehen andersrum, er kann seinen Pfeifenbehälter absolut nicht finden, seine liebste Leselampe steht auf dem Flügel und mitten in diesem Chaos ist seine junge Frau atemlos vor Aufregung und fragt ihn: „Wie findest du es?“ Und er geht fort und schlägt einen eigenen Wohnsitz auf, und so ist wieder eine glückliche Ehe an den Unglücksklippen zerschellt.

Wenn aber der junge Ehemann Havelock Ellis gelesen hätte (Seite 927, Appendix, Absatz XIV), so hätte er gelernt, daß dieser Vorfall keinen Anlaß zur Aufregung bot. Das, was ihm soeben begegnet war — so hätte er gelernt —, war nur eine Manifestation der *Möbel-Periode*, die in dem Leben jeder Frau in bestimmten, regelmäßigen Intervallen auftritt; und anstatt dagegen anzukämpfen, hätte er versuchen sollen, sich auf die natürliche Tatsache einzustellen, daß „jede Frau bei jedem Mondwechsel das Anschwellen eines tiefen Frühlingsgefühls in ihrem Busen spürt, welches sie zu einem hilflosen Opfer des Möbelumstelldranges macht.“ Wie Hassenpfeffer in seinem „Phänomen der Furnituren-Psychopathica“ sagt (Seite 128 bis 393): „Jede Frau hat eine gewisse Periode, in der sie Möbel verrücken muß und alles zum Teufel geht“.

Noch eine andere Quelle der Mißverständnisse und möglicherweise auch Tragödien zwischen Mann und Frau liegt in der angeborenen Unfähigkeit der Frau, eine Zeitung zu lesen, ohne sie vollständig von innen nach außen zu krepeln und sie zu einem kleinen Haufen zerknüllt liegen zu lassen, so daß es aussieht, als ob sie Sandwiches einwickeln oder Papierhüte machen wollte. (Siehe von Strudelheimer: „Die sexuelle Bedeutung des Zeitungs-Zerknüllens“.) Auch hier wieder sollte der junge Ehemann wohlwollendes Verständnis für die Schwäche seiner Gefährtin aufbringen, anstatt blind dagegen anzukämpfen. Noch deutlich habe ich das Geständnis eines sensitiven jungen Ehemannes in Erinnerung, Herrn C., der eines Tages weinend in meine Sprechstunde kam, als ob ihm das Herz brechen sollte. „Ich liebe meine Frau“, schluchzte er unter Tränen, „ich kann den Gedanken, sie zu verlassen, nicht ertragen; und doch ist es so weit mit mir, daß ich entweder geschieden werden muß oder in einen entsetzlichen Mord verwickelt werde.“

Ich redete ihm zu, sich zu beruhigen und mir seinen Kummer zu erzählen. „Es ist die Sonntagszeitung“, sagte er wehklagend. „Heute morgen, als ich herunter kam, war alles, was ich finden konnte, Stellungsgesuche. Der Radioteil lag unter dem Geraniumtopf. Der Vergnügungsanzeiger war um die Tomatenpflanzen gewickelt, die meine Frau gerade zu unserer Nachbarin, Frau Messerschmidt, schicken wollte. Die Nachrichten lagen zusammengefaltet unter einem Bein vom Küchentisch, der Kunstdruckteil war auf dem Boden der Kommodenschublade ausgebreitet, und mein Schwiegervater schlief unter dem Sport. Ich kann es nicht mehr aushalen, Doktor. Ich werde verrückt, verrückt . . .“

Glücklicherweise war ich imstande, diesem unseligen Mann den tiefen Geschlechtsunterschied zwischen Mann und Frau klarzumachen, ihm darzutun, daß der weibliche Charakter vor allen Dingen weniger glatt und sauber ist als der männliche. Obgleich die Ehe so häufig an diesen Klippen zerschellt, so kann es doch vermieden werden, wenn der junge Ehemann sich die Erkenntnis zu eigen macht, daß eine Frau *immer* Zeitungen zerknüllt, und wenn er die Vorsichtsmaßnahme trifft, für sich selbst jeden Morgen eine *zweite* Zeitung zu bestellen, die er ruhig in der Einsamkeit des Badezimmers lesen kann. Wie Professor Forel sagt (Die sexuelle Frage, 1908): „Bevor man eine lebenslängliche Verbindung eingeht, sollten daher Mann und Frau gegenseitig ihre Gefühle klarlegen, um spätere Unzuträglichkeiten in der Ehe zu vermeiden.“

Jedoch wohl die größte dieser zahlreichen Gefahren, an denen unsere modernen Ehen scheitern, liegt in einer fundamentalen Schwäche, die allen Frauen eigen ist, die jedoch anscheinend so wenige liebende Ehemänner verstehen und verzeihen können. Ich spreche natürlich von der bekannten, tiefeingewurzelten Unfähigkeit des weiblichen Geschlechts, die Pointe eines Witzes zu verstehen.

Ach, wie oft kamen junge Ehemänner in meine Sprechstunde geschlichen, mit abgehärmten Gesichtern, und erklärten in herzerreißendem Ton, daß ihre glücklichen Beziehungen zu ihren Frauen endgültig zerstört wären. Wie oft, wenn ich sie nach Einzelheiten ausfragte, habe ich dieselbe Geschichte gehört: Die kleine Frau, die auf allen anderen Gebieten ein wahres Muster an Vollkommenheit und Tugend war, hat ihres Mannes Lieblingsanekdote angehört (die er im Klub mit größtem Erfolg jahrelang erzählte), hat während der ganzen Geschichte mit — was wir Psychologen nennen — „flauer Miene“ dagesessen, und hat am Schluß des Witzes, anstatt herzlich zu lachen, entweder nüchtern gefragt, wie es denn nun weiterginge oder aber ziemlich unwillig festgestellt: „Nun, ich muß sagen, Joe, ich kann dabei gar nichts Komisches sehen, ich finde, der alte Engländer hatte vollkommen recht, daß er . . .“ Und gerade das treibt, mehr als irgendeine andere Ursache, junge Ehemänner zur Scheidung wegen Unverträglichkeit und außergewöhnlicher Grausamkeit.

Zur Erklärung dieses Universal-Phänomens bei Frauen möchte ich eine Stelle aus Professor Hermann Swackhamers ausgezeichnetem Handbuch „Das Geschlechtsleben, seine Kümernisse und seine Kur“ anführen, worin er folgendes schreibt: „Die Frau mit ihrem empfindlich balancierten Mechanismus ist so beschaffen, daß sie absolut außerstande ist, jemals einen Witz, eine Anekdote oder Geschichte zu verstehen, wenn sie sie nicht schon irgendwo gehört hat.“

Aus diesem Grunde habe ich stets meinen jungen Patienten geraten: Wenn sie ihrer Frau eine Anekdote erzählen, so sollen sie laut und lärmend über den Witz lachen, sobald er zu Ende ist. Wenn die junge Frau dieses Gelächter hört, wird sie mit verwirrter Miene aufblicken und dann — ein bißchen verwundert, aber pflichtschuldigst — in die allgemeine Fröhlichkeit einstimmen. Auf diese Weise wird Verständnis und Liebe Hand in Hand gehen in seliger Vereinigung; und das Glück dieser Harmonie wird von den physischen Fundamenten der Körper hinaufreichen bis zu den Himmeln, wo Sterne sein Haupt krönen.

Ein anderer guter Ausweg für junge Ehemänner ist: sich nicht zu verheiraten.

(Deutsch von Eva Maag)

*Zärtlichkeiten*



Jean Moral



Der Reporter

*Konversation*

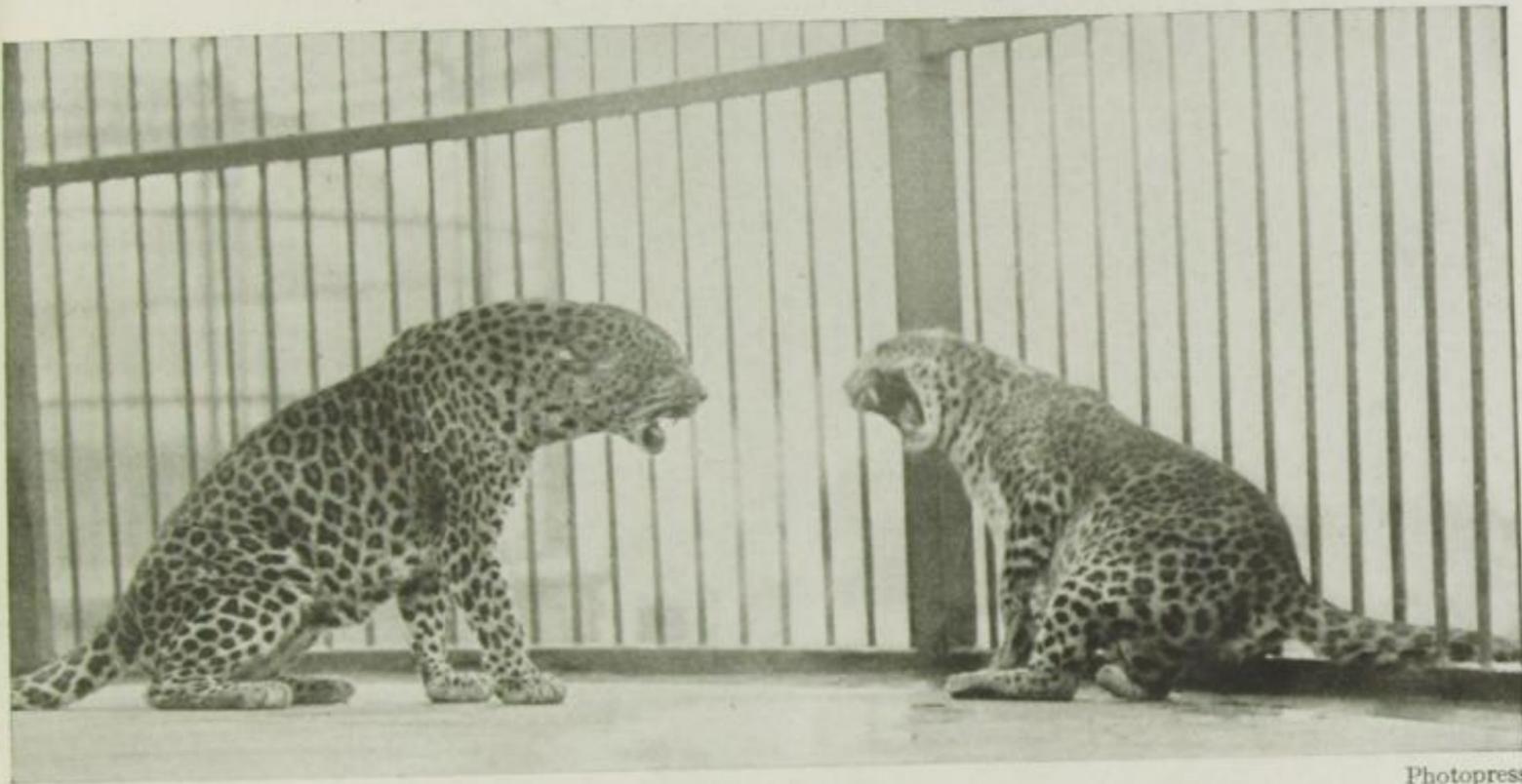


International Graphic Press



Seidenstücker

*Häusliche Szenen*



Photopress

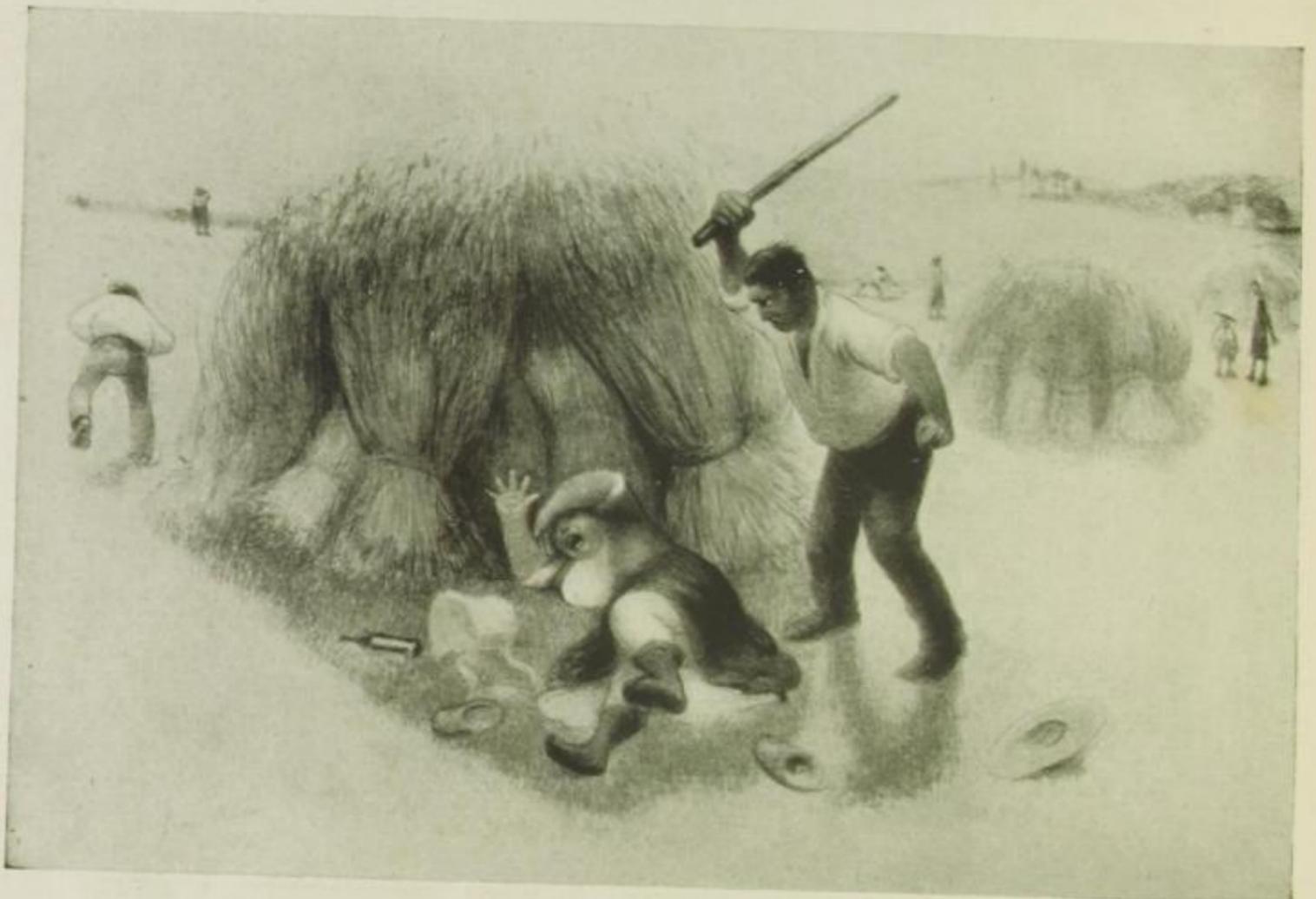
Leoparden



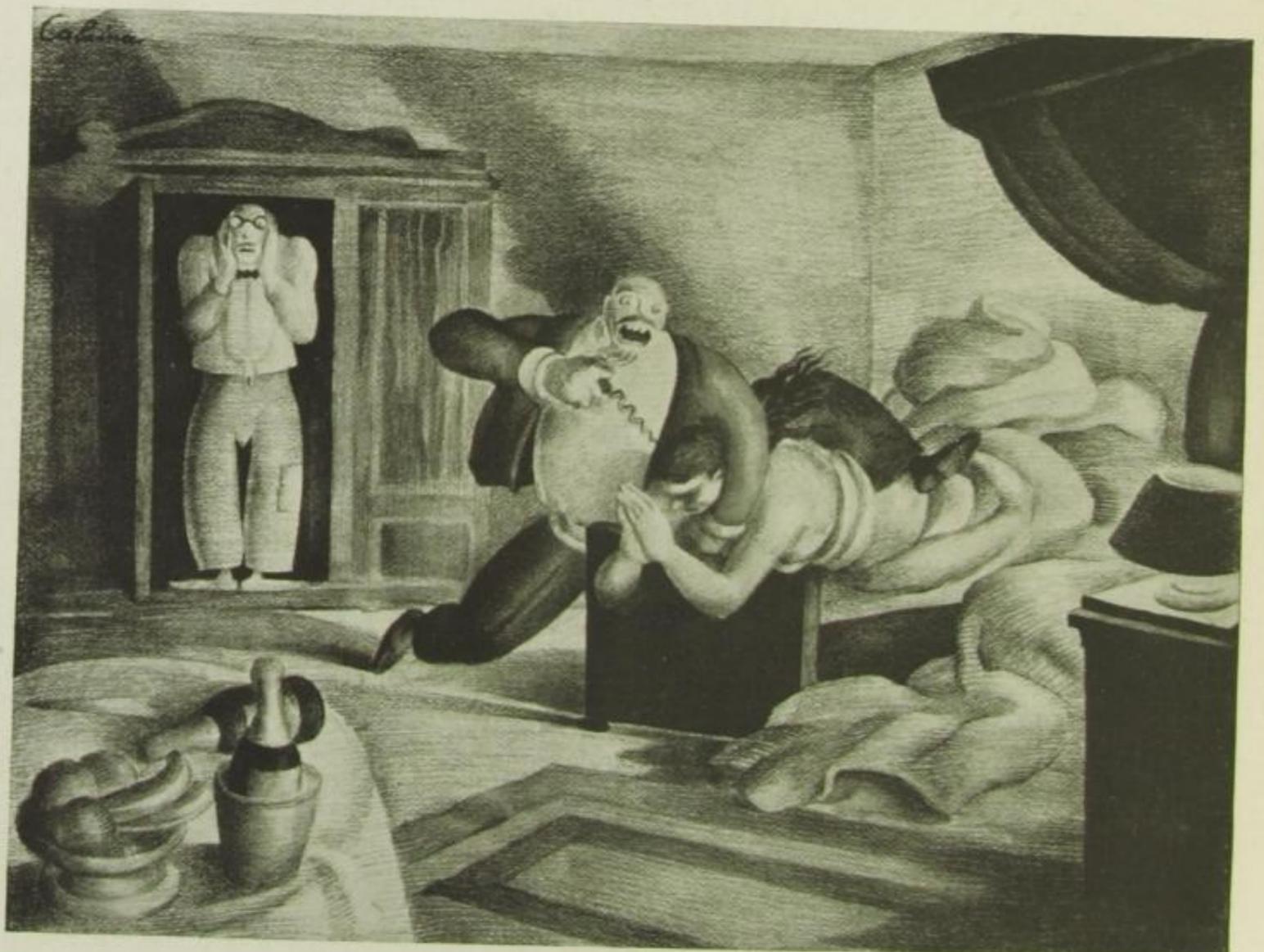
Seidenstücker (Berliner Zoo)

Pfauenschwänzchen

Ertappt



Jean Veber (Öl)



Calsina (Öl)



Jean Veber

## Der vollkommene Ehemann

Von

*Karel und Josef Čapek*

Die Ehe“, sagte die gnädige Frau und rang die Hände, „die Ehe ist die Desillusion der Liebe. Ach, wenn ich nicht so sehr erröten müßte!“

Indem sie also (so überaus!) errötete, begann sie zu uns zu sprechen von den schrecklichen, schrecklichen Gepflogenheiten der Ehemänner, von der schrecklichen legitimen Pflicht der Gattin, von der Schamlosigkeit der intimen Dinge, welche die Frau unfreiwillig zu ertragen gezwungen ist, von der Schmach, tamquam cadaver gebraucht zu werden, als warme Leiche der Passivität und dauernder Hingabe, und ob denn die Liebe Disposition oder Inspiration sei? „Ich bin eine Dirne der Liebe“, sagte die gnädige Frau tränenüberströmt und begann uns von ihrem schrecklichen, schrecklichen Widerwillen zu erzählen, der sie in der Umarmung des Gewalttäters durchtobt, welcher nicht beachtet, daß er, die Frau umarmend, auch das Herz dieser Frau umarmen solle, dieses schmerzerfüllte Herz.

„Das kennen wir“, waren unsere Gedanken, „Neurasthenie hysterischen Ursprunges, nervöse Aversion, das geheime Leiden der bleichen Ehefrauen und der Beginn ehelicher Untreue, leider Untreue, und wir kennen es aus dem vierzehnten Kapitel von Dr. Benedikts Nervenkrankheiten.“

„Gnädige Frau“, bemerkten wir lächelnd, „Ihr Weinen bezaubert uns wie alles, was gestillt werden kann. Denn wir wissen, daß die Tränen, die Sie weinen, echte Tränen sind, die bittersten Tränen Ihrer verletzten Sehnsucht. Denn der eheliche Leander hat einen allzu kurzen Weg zu Hero, und sie muß ihm den stürmischen Weg nicht mit ihrer Sehnsucht erleuchten. Das nachbarliche Nebeneinander der Ehebetten, ein wie leicht durchschwimmbarer Bosphorus für Leander, namentlich, wenn er am asiatischen Gestade seine hinderlichen und schweren Zierate zurückläßt, die Purpurschleppe und das Festtagskostüm jener schönen Seiten des Mannes, mit denen er sich angetan, da er der Liebhaber war.

Alles darf bei der Liebe nackt sein; aber die Liebe selbst darf nicht nackt sein. Bekleiden wir sie rot oder weiß oder mit einem Bestienfell; bekleiden wir sie mit Leidenschaft oder Sünde, mit Metaphern oder mit Wangenröte, aber bekleiden wir sie.

Das Erröten ist dem Weibe Bedürfnis; indem es in den Kopf steigt, berauscht es ihre Sinne und bereitet so die süße Wehrlosigkeit vor, die der Frau Freude macht; in einem nüchternen Haupt jedoch wird die Wollust bitter. Denn die eheliche Liebe verliert diese Lust: die Lust der Scham und des Errötens, die Freuden der langen Schamhaftigkeit und des ängstlichen Widerstandes der weiblichen Tugend.

Daher sollte der Gatte wie ein verstohlener Galan nahen; er sollte sich nachts an die versperrte Tür der Gattin heranschleichen und flehentlich pochen; er sollte durch das Schlüsselloch Seufzer und unabweisbare, glühend überredende Flüsterworte senden, damit indessen die Gattin, weinend die Tür zudrückend, zur Gänze die wilde Bangheit und Panik einer in Versuchung geführten Jungfrau verspüre, ehe sie zu öffnen geruht.

Die Schönheit des Leibes ist die Eignung für die Genüsse der Liebe, hat Theodorus der Kyrenaiker gesagt. Der Gatte jedoch ist einer, der sich bereits demaskiert von seiner Schönheit zur Liebe einfindet.

Er könnte sich auch mit Blumen an der Brust nähern und mit der ungelenten Anmut eines jugendlichen Freiers, eines errötenden Studenten, der seiner schamhaft erglühten Sechzehnjährigen hundert törichte Dinge vorstottert; denn auch so könnte die Liebe den ganz reizvollen Charakter verantwortungsloser Unvorsichtigkeit und einer dummen Verfehlung unverderbter Jugend gewinnen, und es wäre dann so süß, durchaus nachsichtig zu sein.

Oder er sollte als hinterlistiger Besuch und erfahrener Verführer auftreten, wohlgeübt in der Entflammung des Frauenantlitzes durch den gleisnerischen Klang trügerischer Worte, oder aber als scharfer schlüpfriger Schwätzer, der die Frau durch die frivole Verve starker Witze zum Lachen erschüttert.

Denn all seine Liebe und männliche Tapferkeit ist nur ein dummer und verdrießlich machender Christian de Neuville, hinter dessen breitem Rücken sich des Mannes Geist in der Rolle des feinsinnigen Cyrano, Herrn von Bergerac, verbergen soll als beredter Cicero und anmutiger Parlamentär, der, ohne den leiblichen Lüsten zu dienen, ihnen die edlen und höheren Wonnen des Geistes hinzufügt und so die bezaubernde Gesamtheit einer unvergeßlichen Nacht verschafft.

Othello erzählte Desdemona erregende Anekdoten aus seinem Leben, ehe Desdemona in seine Arme sank; so soll auch der Gatte, ehe es Nacht wird, da er schon kein Neger sein kann, seiner Gattin wenigstens seine Heldenhistörchen erzählen, damit die Frau in seinen Armen den Stolz der Geliebten eines Helden empfinde.

Auch sollte der Mann trachten, bei aller Vertraulichkeit mythisch und selbst des Nachts undurchdringlich zu sein, eine gewisse tragische Größe und etwas dunkel Geheimnisvolles zu bewahren; so wird die Frau in seinen Armen Gefühle der Angst und Liebe und Achtung verbinden.“

„Und schließlich“, sprachen wir, „imponiert der Frau nichts mehr als Kraft. Die Schönheit des Mannes kann verdoppelt werden durch die Schönheit des Siegers; und die Schwäche des Weibes liebt es, auf den Kopf geschlagen zu werden. Deshalb sollte der Ehemann immer am Abend den brutalen Überschwang seiner Kraft vor der Frau entfalten; er könnte etwa seine Frau an den Haaren



Calsina

durch das Schlafzimmer schleifen und sie zu einem Bündel zusammenschnüren, um sie zu blenden.“

„Er könnte auch“, fügten wir hinzu, „seiner Frau auflauern, wenn sie träumend allein im Garten wandelt, und ihr grobe Gewalt antun; so würde die eheliche Umarmung ihren Mißgeschmack der Verpflichtung verlieren.“

*(Deutsch von Otto Pick)*

# Amerikanische Umgangsformen

Von

*George Grosz*

Der Amerikaner ist nicht etwa unhöflicher als der Europäer. Schließlich hängt das vom sogenannten Bildungsgrad ab, und zu welchem „set“ man eben gehört. Auch in USA. gibt es sehr feine Leute, die in ihrem Benehmen die Sitten der englischen und französischen hohen Aristokratie und vornehmen Welt als vorbildlich ansehen und kopieren, deren Anzüge in England hergestellt werden, und deren Vorbild der Prince of Wales ist oder irgendein gerade führender nobleman oder irgendeine societylady. Die Höflichkeitsformen dieser Kreise sind die überall gepflegten, sie sind international und unterscheiden sich kaum von den europäischen. Man gehört irgendeinem smarten „set“ an, verbringt seine Tage angenehm abwechselnd — Geld ist ja da — auf den Poloplätzen, auf Jachtpartien, exklusiven Bällen, in französischen Seebädern, Kasinos usw. usw. In jedem Lande gibt es sorgfältige, hübsch gedruckte Zeitschriften, in denen all dies fotografiert ist, und die besseren Romanschriftsteller beschreiben ja dieses Milieu ausführlich und umfangreich genug.

Mich interessiert hier hauptsächlich das Volk. Ich meine die Menschen, mit denen man täglich zu tun hat in einer so großen Stadt wie New York, diese große bunte Masse aller möglichen Menschentypen. Und da beobachtete ich, daß der Amerikaner schlechthin ein sehr anderes Benehmen hat als der Europäer. Er erscheint auf den ersten Blick unerzogener, salopper, aber auch frischer . . . kurz (wenn ein ominöses Wort gestattet ist, das in Europa so verhaßt ist): demokratischer.

Dies ist kein Werturteil . . . es ist eben nur anders. Auf eben dies Anderssein werde ich später noch näher eingehen. Ja, salopper ist der Amerikaner, schon an seiner Kleidung bemerkt man's: zur Zeit ist sie weit und bequem geschnitten; wenn Hose und Jackett auch immer wieder neu gepreßt werden, so wirkt alles doch viel hängender, unkorrekter, dabei gar nicht unmodischer. Ja, an der Kleidung merkt man's schon, es ist ein Land der Masse . . . jeder trägt Anzüge von der Stange . . . alle sehen gleich aus, man befolgt ohne individualistische Opposition die Saisongesetze der Konfektion . . .

Dies Äußere paßt auch zu seinem Inneren, und es kommt mir vor, mit hier verglichen, als ermangele dem Amerikaner so eine korrekte Haltung auf militärischer Grundlage. Wir haben doch alle von alters her, mehr oder weniger, eine angeborene stramme Haltung . . . der wir, ohne es eigentlich zu wollen, ganz instinktiv bei Vorstellungen, Begrüßungen und in Gesellschaft Ausdruck geben.

Wir erachten es als Gesetz des höflichen Menschen und als gute Erziehung, die Hacken zusammenzuschlagen und bei Vorstellungen und Verbeugungen mit durchgedrückten strammen Waden dazustehen. Der richtige Amerikaner kennt das nicht . . . er macht keine tiefen Verbeugungen und hat sogar oft, wenn er mit einer Dame spricht, die Hände in den Hosentaschen. Das hält er kaum für unhöflich. Es scheint da so ein Gleichberechtigungsgefühl in ihm zu sein, denn zum mindesten in der Theorie ist der Präsident auch nur einer von ihnen. Eben demokratisch. Bei uns ist ja häufig das gut erzogene Vorstellen und Begrüßen eine fast chinesische Zeremonie . . . und trifft man zufällig mit einem geschätzten Bekannten an einer Tür zusammen, so spart man nicht an höflichem Komplimentieren, um den anderen voranzulassen. Ich finde unsere Art wohlzogener Höflichkeit, das sogenannte „Aufbauen“ mit Händen an der Hosenseite und dem demütig schneidigen „Diener“,



George Grosz

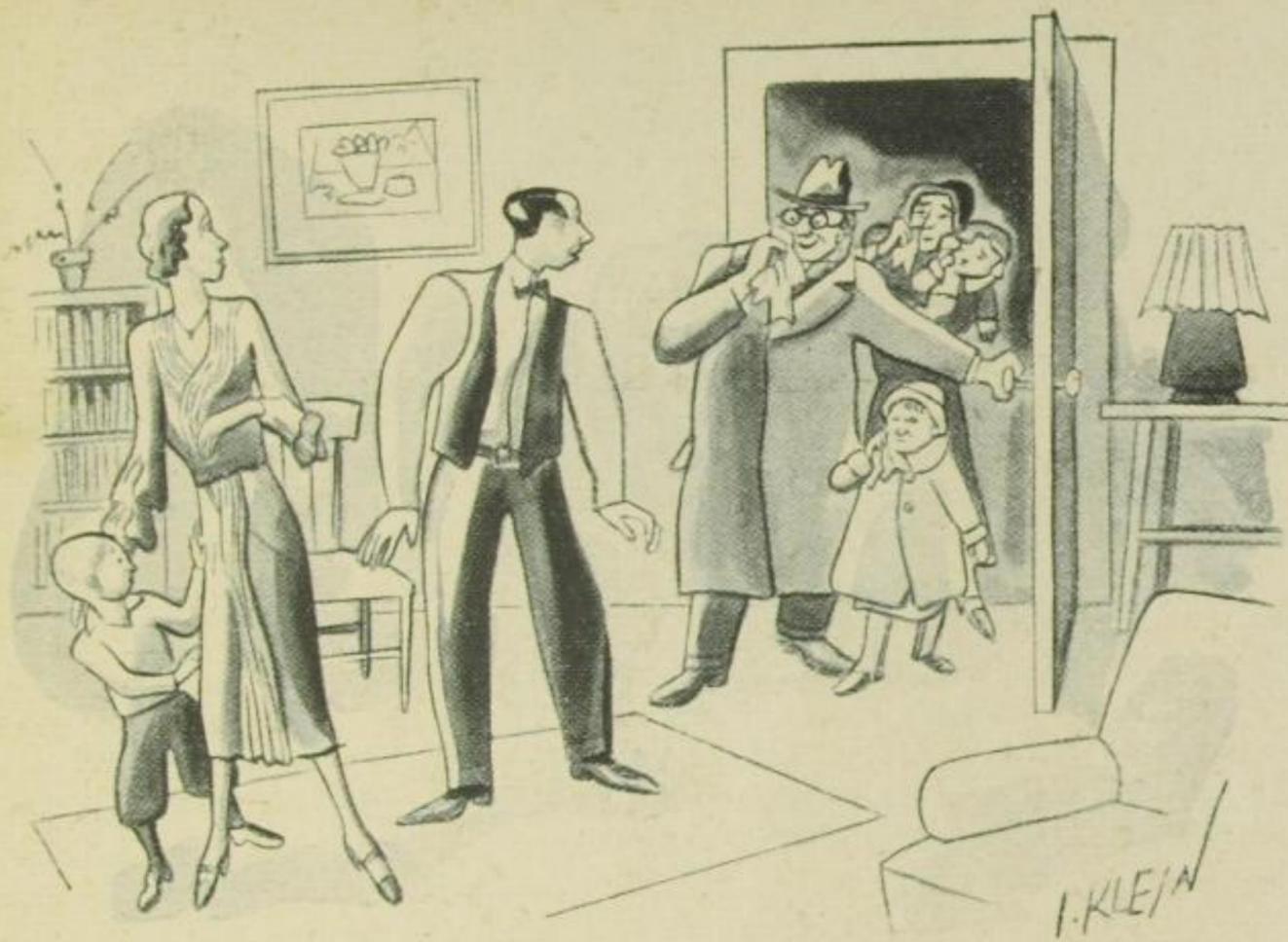
wobei gleichzeitig die Hacken sich, je nach Temperament, leicht oder zackig scharf berühren, durchaus nicht unsympathisch . . . es drückt sich darin ein schöner, gewissermaßen (wenn ich mich so ausdrücken darf) staaterhaltender Obrigkeitsbegriff aus. Nebenbei erkennt man daran einen gebildeten Mann, vielleicht einen Herrn Doktor, mit studentischer Erziehung oder einer innegehabten militärischen Charge. Solche Sitten verraten eben bei uns deutlich einen Menschen der besseren Kreise . . . weshalb man ihn auch unten, wenn man etwas auf sich hält, nachmacht. Drüben gibt es dies nicht . . . im Durchschnitt benehmen sich dort alle Menschen

gleich salopp und rauhbauzig. Die tiefe Willkommensverbeugung vor einem Fremden, der ihm eben vorgestellt wurde, liegt dem Amerikaner nicht. Auch ist es nicht Sitte, sich im ersten Augenblick irgendwelchen Kennenlernens sogleich vorzustellen. Hier muß man sich manchmal als Deutscher geradezu Zwang antun. Zu gern wüßte man Namen und auch Stand einer zufälligen Bekanntschaft — was nebenbei ja auch ganz berechtigt ist —, ganz von selbst klappen einem die Hacken korrekt zusammen, und immer wieder muß man sich bezwingen, daß einem nicht sofort entgleitet: Gestatten, Grosz ist mein Name . . . Man ist zuerst enttäuscht über die Gleichgültigkeit dieser Yankees — und später lernt man, daß dies den Amerikaner gar nicht so brennend interessiert. Das ist befremdlich, ein wenig ungemütlich, aber es ist nun einmal so. Übrigens möchte ich noch erwähnen, daß es drüben vollkommen genügt, nur den Vornamen zu wissen; selbst der Richter nennt sehr häufig den Angeklagten beim einfachen Vornamen, ohne deswegen gleich sein besonderer Freund zu sein. Mit dem Vornamen kommt man im großen ganzen in Amerika aus.

Da man ja als Deutscher sozusagen immer ein bißchen im Sonntagsanzug ist, wenn man irgendwo auf Besuch ist, so erscheint im ersten Augenblick solche Verachtung konventioneller Formen unangemessen. Auch die merkwürdige Art, wie man in Amerika z. B. mit Untergebenen, Angehörigen niederer Gehaltsklassen verkehrt — ja, fragt man sich da besorgt, leidet denn die Autorität eines Direktors nicht, wenn so ein Bürschchen einfach die Hände in den Hosentaschen behält im Augenblick, wo es mit dem hohen Chef spricht? Solches habe ich wiederholt beobachten können. „Nehm' Sie nu aba ma endlich die Hände aus'n Hosentaschen, Sie“, möchte man so einem grünen Bürojugen zurufen. Aber man verkneift sich's, denn man ist ja in einem anderen Lande mit anderen Sitten. Ebenso fremd mutet es einen an, daß drüben die Männer sehr selten schwungvoll und höflich den Hut ziehen. Man faßt gerade noch so nachlässig an die Krempe; „Hallo George . . . hee boa!“ . . . das ist auch alles. Ganz uneuropäisch, ebenso wie daß die Damen zuerst grüßen. In der Art league, wo ich lehrte, fiel ich halb angenehm-komisch heraus, weil ich's nicht lassen konnte, zumindest meine Schülerinnen zuchtvoll höflich durch Hutabnehmen zu grüßen. Das sitzt nun einmal so in einem drin und erfordert erst gewisse Zeit, ehe man sich's abgewöhnt.

Bei uns werden ja solche saloppen Sitten, weil sie aus dem Ausland stammen, oft künstlich nachgeahmt, man glaubt dadurch überlegen zu wirken. In Wirklichkeit ist's einfach scheußlich, denn ein „amerikanischer“ Anzug sitzt nicht jedem, und uns, meist leicht rundlichen Deutschen sieht man ja auch in der saloppsten Verkleidung den Deutschen an. Man bleibe da ruhig bei den angestammten Sitten. Ich habe es immer als sehr angenehm fürs Auge und Ohr empfunden, wenn in eine Gesellschaft sich räkelnder und lümmelnder Amerikaner plötzlich ein gut erzogener, korrekter Deutscher hereinmarschierte. Ei, wie schneidig wirkt so ein deutscher Gruß. Es paßt schon architektonisch zu unserem Gesichtsschnitt, zu unserer Haar- und Barttracht, zu unseren mittleren stämmigen oder langbeinig gotischen Figuren. Wir sind nun einmal von der Natur ernster und würdiger angelegt, und unsere Art, sich zu geben, in maßvoller Zucht sich zusammenzuhalten, paßt da ausgezeichnet. Das sollten auch die Jünglinge beherzigen, die durch mäßige Filme und die Lektüre Hemmingways verführt, „amerikanisch“ sein wollen.

Natürlich steht ein Amerikaner aus seinem Sessel auf, wenn eine Dame hereinkommt, auch zieht er im Elevator (Lift) den Hut vom Kopf, wenn Damen einsteigen. Aber höflich in unserem Sinne ist er doch nicht. Er meint es höflich, wenn er einem derb-herzlich auf die Schulter haut. Er ist im allgemeinen viel freundlicher und lacht gern, besonders über einen practical joke. Der Humor, das Lachen ist eine der



New Yorker

— Also da sind wir. Wir haben alle eine kleine Grippe, aber wir machen gar keine Umstände . . .

liebenswertesten Seiten drüben, keine Frage. Überhaupt nimmt man ja das ganze Leben nicht so tiefernt . . . Eugene O'Neill ist eben eine Ausnahme der Regel. Ebenso gibt es drüben nicht den Herrn Generaldirektor, in der Art wie wir ihn kennen, der ehrfurchteinflößend und autoritätgeladen hinter seinem Schreibtisch sitzt. Man findet dort noch den Boß, der bequem, mit hochgelegten Beinen, womöglich noch den Hut auf dem Kopf und sogar in Hemdsärmeln, die Daumen im Westenärmelausschnitt, den Besucher vorläßt. Wen stört das? Boß bleibt deswegen doch Boß. Und dieser selbe Boß scheut sich keineswegs, gelegentlich den Bürojungen zum Baseballspiel mitzunehmen, wenn zufällig noch ein Platz in seiner Limousine frei ist. Wir würden das absolut nicht in Ordnung finden, ja sogar Verdacht schöpfen.

Mit sympathischer Höflichkeit und Freude am Betrieb wird einem drüben alles gezeigt. Ich besuchte eines Nachts, wir kamen zufällig daran vorbei, eine der modernen automatischen Kent-Garagen. Ohne daß wir Trinkgeld gegeben hätten, erklärte man uns die automatischen Lifts und Schreiber; dabei hatte der Bediener dieses Betriebs schon einen ganzen Arbeitstag hinter sich und war ziemlich müde. Das „keep smiling“ gibt es nämlich wirklich drüben. Diesen unversieglichen Optimismus haben sie drüben immer noch. Jedenfalls erfreulicher, als wenn man stets mißgelaunt und mißwollend autoritär angebrummt wird oder nichtgewünschte Belehungen empfängt.

Well . . . und da macht drüben der schwer arbeitende Mensch keine Ausnahme. Mit keep smiling wickelt man dort seelenruhig einen ein und zieht ihm das Fell über die Ohren . . . aber wenn's an dem ist, gibt man ihm auch vorurteilsloser eine Chance. Oh Yeah!

# Der rote Knigge

## Sowjetrussische Umgangsformen 1933

Von

*Leo Lania*

**E**in Paradoxon: So uniformiert, so einheitlich genormt Gesinnung, Gefühl und Geist in Sowjetrußland erscheinen, und so radikal ausgemerzt alles „Private“ ist — die Formeln und Gesetze, die das gesellschaftliche und private Leben im individualistischen Europa und Amerika regeln, sind viel starrer und eindeutiger als drüben im kollektivistischen Rußland. Man redet und predigt viel über revolutionäre Haltung, proletarisches Benehmen, kommunistische Moral, aber diese Begriffe haben noch nicht ihren Niederschlag in starren Formeln gefunden, zu einem Kodex der revolutionären, der proletarischen Umgangsformen hat es Rußland noch nicht gebracht. Im Grunde erschöpft sich der rote Knigge in der Forderung, jedermann als Genossen anzusprechen, und in der Verfehmung des Wortes „Herr“.

In allen Äußerlichkeiten ist Rußland heute viel weitherziger als Europa: Man darf das Theater, auch die feierlichste Festveranstaltung in jeder beliebigen Kleidung besuchen — Frauen dürfen es sogar im eleganten Abendkleid (sofern sie ein solches besitzen). Vorbei ist die Zeit, da Schminke, Seidenstrümpfe, Parfüms als „unproletarisch“ verfehmt waren. Heute gilt der Satz, die Proletarierfrau habe durchaus dasselbe Anrecht auf diese Luxusartikel wie die „Kapitalistin“, und am Ende des nächsten Fünfjahresplans soll ja auch „der Sieg an der Parfümfront“ errungen sein.

Auch das Trinken, als bürgerliches Laster gebrandmarkt, ist wieder durchaus gesellschaftsfähig, ebenso wie Liebe, private Gefühle, Galanterie gegenüber Frauen. Die Jugend allerdings ist noch immer engherzig, fast puritanisch in der Ablehnung alles „Bourgeois“, was nicht hindert, daß neuerdings Vollmond, Handkuß und Blumen wieder zu Ehren gekommen sind; auch die russische Jugend trägt wieder Herz — eine Reaktion gegen das hemmungs- und gefühllose „Sichausleben“ der vergangenen Jahre. Es ist zwar unproletarisch, die persönliche Freiheit des Ehepartners anzutasten, und daher Eifersucht ein Verbrechen und schnelle Scheidung auf bloßen Wunsch des Mannes oder der Frau gestattet, aber andererseits beweist eine allzugroße Laxheit und Freizügigkeit in geschlechtlichen Dingen eine ganz unkommunistische Überschätzung seiner privaten Bedürfnisse.

Bleibt demnach nur ein Grundgesetz des roten Knigge außerhalb jeder Diskussion. An ihm darf nicht gedeutelt werden: Verächtlicher, gefährlicher als alles Bürgerliche ist — alles Kleinbürgerliche.

Gipfel des Kleinbürgerlichen aber ist — der Foxtrott. Wer Foxtrott tanzt, ist nicht nur gegenrevolutionärer Gesinnung verdächtig, es ist ihm sogar zuzutrauen, daß er ein „asoziales Element“ ist. So ein Mann ist imstande, gegen die Anwesenheit eines Dutzends von Genossen und Genossinnen zur Nachtzeit in seinem Schlafzimmer zu protestieren, während es, falls er müde ist, seine Pflicht wäre, hinter irgend einem Vorhang zu verschwinden und einzuschlafen und sich durch den Lärm, den Gesang und die Diskussionen der Gäste nicht stören zu lassen. Foxtrott und engherzige Auslegung des Begriffes vom „eigenen Heim“ — das ist kleinbürgerlich.

Leider besteht nur ein kleiner Teil der vom Ausland Zugereisten — Kommunisten inbegriffen — diese schwierige Probe, und so sind die Bolschewiki überzeugt, daß selbst die zuverlässigsten Revolutionäre Westeuropas im Grunde ihres Herzens Kleinbürger sind. Ob das ein gar so großer Irrtum ist?



Souper auf dem Berliner Presseball  
(Oberbürgermeister Dr. Sahm, Frau Kommissär Tschintschuk-Moskau, Minister Dr. Bracht)



Die „eleganteste Raucherin“ (Wettbewerb in Paris)

New York Times

*Die Etikette*



Der Sowjet-Botschafter in London, M. I. M. Maisky, fährt zur Audienz im Buckingham-Palast

Sport & General



Der japanische Staatsminister fährt zur Audienz beim neuen Kaiser der Mandschurei

Photopress



Ein Affe in Berlin

Der Reporter



Ein columbischer Maultiertreiber

Wolfgang Weber



Die erste britische Fascistenhochzeit (London)

International Graphic Press

# Wie verhalte ich mich als Angeklagter?

Von

*Walther Rode*

Der Mensch, emsig und betriebsam immer in der Verfolgung hoher oder kleiner Zwecke, wird von Zeit zu Zeit auf seiner Lebensbahn angehalten oder zurückgeworfen. Er bricht sich ein Bein, er fällt Wegelagerern in die Hände, er gerät als pestgefährlich in eine Quarantäne. Wo der Wechselfall unabwendbar erscheint, unterläßt auch der Rebellischeste das Hadern. Gegen den Wind kann man nicht Klavier spielen. Bei abwendbarem Mißgeschick aber wird auch der Sanfteste oft ungebärdig. Ungebärdigkeit ist gut, aber nicht immer.

★

Es ist ein Unterschied, ob du als Ausländer auf einem Gebiet, wo das Standrecht proklamiert ist, aus einem Volksauflauf — oder ob du in deiner Heimatgemeinde bei ruhigen Zeiten wegen einer fast verjährten Entwendung verhaftet wirst. Wo kurze Prozesse und rasche Vollstreckungen in Blüte stehen, mußt du, vom Büttel gefaßt, brüllen. Wie ein Besessener.

Du mußt brüllen, aber nicht gegen das Gesetz. Nie gegen das Gesetz — ob es das Gesetz der Revolution oder der Reaktion sei. Das Gesetz ist unüberwindlich, in wilden Perioden verzehrend. Rote oder weiße Soldaten, rote oder weiße Richter sind aufgestellt, das Gesetz des Tages mit Hinrichtungen zu zelebrieren, müssen gegen Gesetzesleugner unerbittlich sein wie die Mordgesellen am Eisenhammer des Grafen von Savern. Um also vor einem Revolutionstribunal oder vor einem Ausnahmegericht der gegen eine Revolution siegreich gebliebenen alten Gewalt durchzukommen, mußt du der Verdächtigung brüllend entgentreten, der Beschuldigung der Tat, der Anwesenheit am Tatort, des Zusammenhanges mit den Verschworenen, deiner Gesinnungsverwandtschaft mit der politisch unterlegenen Gruppe. Du mußt dich auf den Kopf stellen, du mußt deine Loyalität herausschreien, du mußt deine Hinrichtungsunwürdigkeit in eine unwiderstehliche Geste, in einen deine Reinheit widerhallenden Laut zusammendrängen. Du mußt summarisch und eindrucksvoll sein, denn man hat dort am Gerichtstisch des Ausnahmegerichtes für Unschuldige keine Zeit. Ein Gott wird dir geben zu sagen, wie unbändig du den Diktator liebst.

★

Wenn aber zwischen der Polizeiwachtstube, in die du abgeführt wirst, und dem Galgen ein weiter Weg ist, wenn man dir nicht gerade übler will als jedem andern Kunden der Strafjustiz, wenn du ein X-beliebiger Zeitgenosse bist, der als Kerkerfutter zu dienen hat, weil es Anzeiger und Strafgesetze und beamtete Gefängnis-aufseher gibt, so sei nicht ungebärdig, sondern gebärdig. Die Justiz ist ein Tempel, wo man mit Gewalt nichts ausrichtet. In einem Wald-und-Wiesen-Fall nämlich.

Die Gewalt, die großen Worte, die Brandmarkung der hinter dem Gerichte stehenden Verfolger, ist nur angebracht, wenn wirklich eine Treibjagd gegen dich los ist. Nicht in einem automatisch sich abspielenden Fall, sondern nur, wo Mächtige dich vernichten wollen und den Staatsanwalt dazu bekommen haben, dir aus einem Nichts einen Strick zu drehen. In diesem Falle, und nur in diesem Falle, hast du Töne zu schmettern. Schmetterst du in diesem Falle nicht, in der Hoffnung, es werde nicht so arg werden, in der Verkennung der Natur deines Prozesses, im Glauben, jeder andere würde wegen derselben Sache denselben Prozeß bekommen haben, schmetterst du in diesem Falle nicht, weil du ein Esel bist, der die Netze seiner persönlichen Feinde mit den Maschen des Gesetzes verwechselt, so wirst du zerschmettert werden. Die Entlarvung deiner Feinde ist deine einzige Chance. Wenn dein Verteidiger das nicht einsieht, so schick ihn weg. Die großen Worte also heb dir für deinen großen Fall auf: verwende sie nur dort, wo du der Justiz als Leckerbissen, und niemals dort, wo du ihr als Tageskost dienst.

★

Haben dich Not oder Reizungen des Lebens vor Gericht gebracht, so sei eher kleinlaut. „Sage nicht, wonach man dich nicht fragt, und sage nicht, wonach man dich fragt.“ Mach keine Geständnisse, damit du keine Geständnisse zu widerrufen hast. Wolle nichts beweisen, was nicht wahr ist: es wird dir schon genügend schwer werden, zu beweisen, was wahr ist. Trachte unter deinen Mitbeschuldigten zu verschwinden. Hab nicht den Ehrgeiz, vor Gericht eine große Rolle zu spielen. Bring Heiterkeit in die Verhandlung. Verwirre den Sachverhalt. Schone im Vorverfahren jene nicht, mit denen ein Staatsanwalt ungern anbindet. Nimm dir keinen geistreichen Verteidiger.

★

Bist du unschuldig, hast du also gerade das, dessen man dich bezichtigt, nicht verübt, so sei dem Geschick nicht dafür dankbar, daß man dich an der unrechten Stelle erwischt hat. Unschuld an sich hat noch nie einen Angeklagten vor Strafe bewahrt. Hat schon der Schuldige gewisse Aussichten eingesperrt zu werden — der Unschuldige ist des Kerkers liebstes Kind. Der Unschuldige ist sehr oft jener, bei dem die Justiz zwar in der Sache, aber nicht in der Person irrt. Der Unschuldige ist ebensooft der zufällige Nichtmörder wie der Schuldige der zufällige Mörder ist. Dies der Grund, warum der unschuldig Angeklagte den Justizirrtum geradezu heraufbeschwört. Vom Doppelsinn des Lebens verklagt, kommt er schwerer los als der Schuldige. Er hat nicht nur gegen Indizien und Zeugen zu kämpfen, er muß eine der öffentlichen Meinung oder dem Gericht liebgewordene Legende zerstören.

Unschuldig Angeklagter, dir ist das schwerste Schicksal geworden! Weil du in Tatnähe stehst, es zwar nicht warst, aber sein konntest.

Bestreite nicht zuviel. Bestreite nicht, daß du auf der Welt bist, um das System des Gebäudes jener Welt zu erschüttern, in der dir unrecht getan wird.

Glaub nicht daran, daß die Unschuld siegen muß, daß sie sofort siegt, daß durch das Angeklagtsein dein Mißgeschick sich schon ganz erfüllt habe. Nimm den Prozeß so ernst du kannst; es gibt nichts Gefährlicheres als angeklagt und unschuldig zu sein.

# Knigge im Knast

Von

*Toddy*

- Drei Lenze? Ganz schöne Strecke. Wie hast Du sie verbracht?
- Weißt Du, ich lasse mich nicht überfahren. Ewig Lebenskünstler.
- Hast Dich ganz gut gehalten. Schale . . . Kalkleiste (weißer Kragen) . . .
- Alles von der Wohle (Wohlfahrt). Wenn ich schon in den Knast (Gefängnis) gehe, müssen wenigstens neue Klamotten bei rausspringen.
- Soll doch verdammt nicht mehr leicht sein, aus der Gefangenenfürsorge etwas herauszuholen. Wie machst Du denn das?
- Erst mal: immer mit den schlechtesten Klamotten einliefern lassen. Dann dafür sorgen, daß man in schlechtem Gesundheitszustand entlassen wird. Sich während der letzten Knastmonate dauernd hinter den Kittchenpastor klemmen. Das andere kommt von selbst.
- Verstehe nicht, wie Du das fertig bringst.
- Brauchst es ja auch nicht. Ist eben alles Vagine.
- Vagine?
- Neuer Knastologenausdruck. Kannst Du in verschiedenen Formen gebrauchen. Kleiner Betrug. Falschgeld ausgeben. Das vigint alles, verstehst Du.
- Aha.
- Ja, es war ein ziemlich saurer Knast. B . . . g!
- Das sagt alles. Was hast Du denn gearbeitet? Garten? Holzkeller? Waschküche?
- Erst Holzkeller. Hier meine Flosse.
- Steinhart. Letzte Zeit wohl auf dem Hof gesägt, was?
- Jawoll, da haben wir drauf gepapt, mein Lieber. Von wegen Akkordarbeit, und so. Nein. Ich habe so alle Stationen mal besucht. Kartoffelschälkeller, Küche. Gummischneiden. Zuletzt Waschküche.
- Was hast Du gehabt? 15 Pfennig pro Tag? Allerhand Rücklage, als Du gingst, wie?
- Die Hälfte immer tapfer verzehrt. Viktualien, weißt Du. Dein bißchen Rauchen. Bißchen Schmalz.
- Gute Gesellschaft?
- Erst war nicht viel los. Viel linke Seger (falsche Kameraden). Aber nachher sehr gut.
- Verzeih mal, was heißt „drauf papen“?
- Neuste Prägung. Wird in allen Knästen gebraucht. Wenn man bezeichnen will, daß man auf etwas nicht hereinfallen wird. Papen, hier wird nicht gepapt, da wird drauf gepapt . . . es läßt sich alles damit sagen.
- Sage mal, wie ist das eigentlich? Entwickeln sich gesellschaftliche Zustände unter den Gemeinschaftshäftlingen? Ordnen sie sich nach ihren speziellen Berufen? Zuhälter, Ganoven, Raben. Oder gibts das gar nicht?
- Weißt Du, wenn man das genau angeben soll: ich will Dir nichts vorzaubern. Meistens wirken sich nur die Klassenunterschiede aus, die vom Gefängnis selbst gemacht werden.
- Was ist denn das?
- Kennst Du nicht? Der moderne Strafvollzug geht doch in Stufen.
- Vagine.
- Aber sicher. Gemeinschaftsgefühl unter Knastologen kommt nur noch sehr schwer zustande. Sie haben den Ehrgeiz als Erziehungsmittel eingesetzt. Deutsche lassen sich schnell ehrgeizig machen.
- Wieso?
- Der einzige, der den Übertritt in eine Vorzugsstufe ablehnte während meiner ganzen Zeit, war ein Tscheche. Feiner Kerl.
- Ja, wie vollzieht sich das nun?
- Wenn Du Deinen Knast anfängst, kommst Du in die erste Stufe. Darfst nicht rauchen. Selten schreiben usw. Wenn Du Dich dann ausgezeichnet führst, Dich mit dem Maschores

(Wachtmeister) gut hältst, gut angibst und so, kommst Du nach drei Monaten in die zweite Stufe. Darfst rauchen. Öfter schreiben. Zusatznahrungsmittel bestellen usw. Wenn Du Dich in der zweiten Stufe ausgezeichnet führst, Maschores gut auf Dich zu sprechen sind, wirst Du nach einer Frist, die von Deiner Gesamtstrafzeit abhängt, in die dritte Stufe erhoben. Darfst rauchen. Oft Briefe schreiben. Gelegentlich Freßpakete empfangen. Sonntags eine halbe Stunde länger spazieren gehen. Und gehst jeden Abend in den Stufensaal, wo sich dann die Elite versammelt und zwischen Zeitungen und hinter Pfeifen Gemütlichkeit macht.

— Also, die erste und zweite Stufe darf tapfer zusehen bei alledem und wird von edlem Streben erfüllt?

— Die Männer mit den weißen Maschinistenstreifen auf den Ärmeln fühlen sich meist schon als Überknastologen, als halbe Maschores. Außerordentlich viel Haß, viele widerliche Angebereien entstehen dadurch unter den Strafgefangenen.

— Die Bevorzugten sind also außerdem noch durch Ärmelstreifen kenntlich?

— Das ist ja die Sauerei. Was meinst Du, wie so ein frisch gebackener Obergefreiter seinen Gang verändert und seiner ganzen Haltung einen Ruck gibt. Wie genossenschaftlich er die Maschores grüßt. Wie herablassend die ewig tabakfechtenden Untergefangenen. Was er für gemeine Wachtmeisterraugen kriegt, wenn er irgendwo Schiebung wittert. Und wenn Du ihm eine landest, kannst Du im Dunkelarrest über Deine sozialen Gefühle nachdenken.

— Also nicht Klassenkampf, sondern Stufenkampf im Knast. Meinst Du denn, daß es überall so ist?

— Na ja, es gibt Ausnahmen. Aber Tatsache ist, wenn man schon von Gesellschaftsschichten innerhalb eines Kittchens reden will, so sind eben doch nur die von der Gefängnisverwaltung selbst geschaffenen zu erkennen. Alle privaten Beziehungen, die sich zwischen Gefangenen anspinnen, werden selten stärker sein als die von der Behörde begünstigten. Der Ehrgeiz, eine angesehene Person zu werden, einen guten Posten zu bekommen, wird 90% aller Knastologen zu Verrätern an ihren besten Kameraden machen.

— Du sagtest Ausnahmen. Wie stand es damit?

— Wir hatten uns so mit 5, 6 Mann ganz schön zusammengefunden. Alles helle Jungens. Da war keiner link (falsch). Wenn da mal Tabak über die Mauer kam, das wurde nicht verpiffen, da hatten wir alle was von.

— Na also. — Aber wie kam denn da Tabak über die Mauer?

— Kennst Du das nicht? Zunächst mal ist jedes Knastlokal eine ganz gewaltige Tabakbörse. Und dann wird auch noch mit allem geschoben, was so im täglichen Leben vorkommt. Bis runter zu den Wolldecken.

— Woher kommt denn der Tabak?

— Ja, das ist ganz phantastisch. Tabak ist das meist gebrauchte Wort in allen Knästen. Tabak dringt rätselhaft durch alle Ritzen. Zigarettentabak, Kautabak, Zigarren, Zigarettentstummel. An den Tabakschiebungen ist alles beteiligt. Vom Maschores bis zum Untergefangenen. Vom Kittchenpastor bis zum Rechtsanwalt. Tabakschiebung ist überhaupt das bestimmende Moment in jedem Gefängnis. Mit Tabak werden Geständnisse entlockt, Erpressungen verübt, werden Genossen gekauft und verkauft. Tabak bedeutet im Knast das Leben, das ganze Leben! Wer Tabak hat, kann vieles beherrschen. Wer viel Tabak hat, kann einen ganzen Knast beherrschen. Der letzte Mann ist in seiner Schuld. Den fernsten Wachtmeister hat er in der Hand. Weil er von ihm einmal (Dienstentlassungsgrund) Tabak als Schweigegeld erhalten hat.

— Was sind das für Sachen? Strafvollzug in Stufen mit Tabakehrgeiz?

— Na ja. Soviel Gaunergerissenheit auf einem Haufen muß sich doch schließlich auswirken.

— Obwohl sie alle gegeneinander sind?

— Kippen oder lampen („Teile mit mir, oder ich verrate Dich!“) ist eine Forderung, die selbst beste Kameraden gegeneinander gebrauchen.

— Das ist sozusagen mit eingerechnet in ihre Freundschaft.

— Gewiß. Es wird Dir kaum einer übelnehmen, wenn Du wirklich dadurch zu Vorteilen gekommen bist, daß Du jemand verlampt hast.

— Also doch gesellschaftliche Übereinkünfte?

— Ja, wenn auch sehr unsichtbarer Art.

— Wenn Ihr also auch keine sichtbare gesellschaftliche Struktur habt, eine ganze Menschenart für Euch seid Ihr schon. Mit einer Intelligenz begabt, die nicht so sehr aus Erfahrungen

hervorgeht, als aus ungewöhnlich guten wölfischen Instinkten. Eine Menschenart, die jedenfalls in ihren primären Trägern ein scharfzahniges, raubtierartiges Wesen entwickelt; in ihren sekundären Trägern eine, wenn auch scheußliche, so doch immer noch rassige Hyänenhaftigkeit.

— Ewig richtig, ewig wahr. Hyänen wären jene Ganoven, die ihre Berufe im Lodeln (Zuhälterei), im Abkochen von Stubben und Imptons (Erpressung an Perversen), evtl. auch im Tiphandel suchen. Bei uns heißt das: auf die Tour mit dem nassen Lappen gehen. Wölfe hingegen wären die schweren Jungens oder Raben, die ihre Arbeit bei Ellewetz & Co. suchen (Einbruchwerkzeuge wetzen).

— Tritt der Sittenverbrecher eigentlich häufig im Knast auf?

— Meist nur in kleinen Rollen. Wir nennen ihn „Sexualbetrüger“.

— Gibt es gesellschaftliche Abstände zwischen den Typen, die wir nun festgelegt haben?

— Nicht eben deutliche. Tatsache ist, daß der schwere Junge den Zuhälter etwas verachtet, daß der Sittenstrolch nichts zu melden hat. Verwischungen der Grenzen kommen aber überall vor.

— Wie spielte sich nun das Leben in Eurem Spezialklub ab?

— Es gab Vergnügen, und es gab Rochus.

— Was ist Rochus?

— Rochus tritt periodisch in allen Gefängnissen auf. Scheinbar grundlos befällt er plötzlich die lustigsten Leute. Er ist eine Art innerlich brodelnder Wut, ein finsternes Dauerbrüten.

— Vielleicht ein Gärungsvorgang, der Kraft und Klarheit für künftige Leistungen erzeugt.

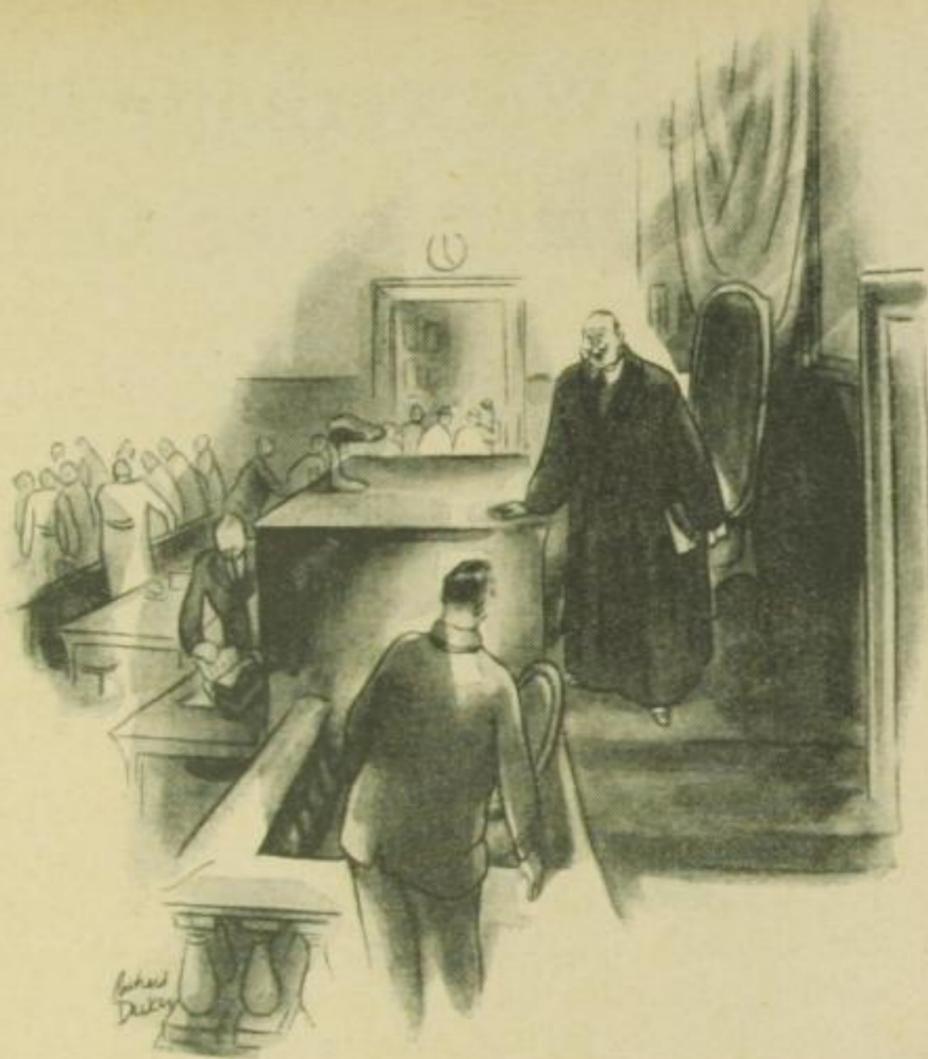
— Das kann auch sein. Wer seinen Rochus hatte, wurde bei uns gewöhnlich von allen respektiert und sehr schonend behandelt. War der Rochus vorwiegend melancholisch, machten brutalste Verbrecher rührende Versuche, den Erkrankten aufzumuntern. Und das alles von unnachahmlichen Gebärden begleitet. Etwa von merkwürdig schüttelnden Bewegungen der Hand. Einem heftigen Agieren der Schultern, bei ganz hochgezogenen Ellenbogen und bewegter Mimik. So ein ganzer Mann war in Aufruhr, wenn er mit überzeugenden Brusttönen jemand beschwichtigte, ihm Mut und Trost zusprach. Diese ganze Art, merkwürdig übertrieben zu gestikulieren, hat etwas ungemein Anheimelndes an sich. Etwas Überzeugendes, Uraltes, wölfisch Joviales. Solche verstehende Teilnahme konnte wirklich schwere Rochusfälle heilen. Die Unterhaltung hörte dann mit fröhlichen Prahlerien auf. Etwa so: „Du mit Deinen paar Stunden (26 Monate), Du kannst ja Deinen Löffel schon abgeben. Daß sie Dir überhaupt erst den Eßnapf gegeben haben.“

— Kam so was nur in Eurem Spezialklub vor, oder gibt es das anderweitig auch?

— Bestimmt überall, nur eben nicht häufig. Es ist nicht selbstverständlich, verstehst Du?

— Selbstverständlich ist hingegen überall die Haltung: Kippen oder Lampen.

— Ewig richtig.



— Sind meine Hosen noch nicht vom Schneider zurück?

# Wie verhalte ich mich nach einer Ohrfeige?

Von

*Anton Kuh*

Es ist hier unmißverständlich von jener Ohrfeige die Rede, die man bekommen, nicht von der, welche man ausgeteilt hat. Diese nämlich bedarf keinerlei ergänzender Verhaltensregeln; sie ist selber der beste Abgang von der Szene, das klatschende „ergo“, das von einer Menge verschluckter Folgerungen auf der Wange des anderen zurückblieb. Daß jedes hinzugefügte Wort ihren Wert mindert, wissen bereits die Kinder.

Anders ist es mit der empfangenen Ohrfeige. Die Einmischung einer fremden Hand in unsere persönlichen Pigment-Verhältnisse, der blamable Schall, die brennrote Spur, die davon gleich einem Stempel zurückbleibt, sowie überhaupt die Herabwürdigung der Physiognomie zu einer öffentlichen Anlage erfordern sofortige Maßnahmen. Aber welche? Eine Ohrfeige ist ein Zündschlag. Was danach kommt, kann mit dieser tönenden Pointe nicht mehr wetteifern, nicht einmal das Zurückschlagen. „Die erste sitzt . . .“, sagt ein alter Spruch. Womit ausgedrückt ist, daß die zweite, dritte und so weiter zwar möglicherweise auf der Wange, aber nicht im Gedächtnis der Umwelt haftet. Zwischen Schlagen und Zurückschlagen ist ein Unterschied wie zwischen dem Werk und seiner Kritik. Oder wie zwischen Verdikt und Rekurs. Selbst das Blut, das dem anderen von der Nase rinnt, ist eine unzureichende optische Quittung für den akustischen Angriff. Auch setzt die Entschlossenheit, eine fremde Haut zu berühren, eine gewisse vorübergehende Intimität mit ihr voraus, zumindest: einen Mangel an Abscheu, der nicht jedermanns Sache ist. Von welcher Seite man es also immer betrachtet — lauter Erschwernisse für den Mann von Mut und ebensoviele Stützen für den Hasenfuß.

Wie denn also? Soll der Geohrfeigte sich in edler Haltung fassen, den roten Fleck mit Würde tragen und vorübergehend so tun, als sei die mißhandelte Physiognomie gar nicht Bestandteil seines Selbstbewußtseins, sondern ein zufälliges Revier von fremder Leute Unerzogenheit? . . . Das Christentum empfiehlt diese Methode. Aber der Dulder müßte schon vorher im gleichen Geiste gelebt haben, damit man ihm soviel Heiligkeit erlaubt. Also den Schlag zurückerstattet, aber nicht mit leiblichen, sondern mit geistigen Kräften, mit einem Bonmot statt mit der Faust? . . . Auch davor ist zu widerraten. Nirgends spielt der Esprit eine kläglichere Rolle als in der Nachbarschaft einer schlagenden Handlung, zuma! in deren Gefolge. Hätte Voltaire seine berühmten Worte an den Herzog von Rohan: „Mein Adel beginnt mit mir, der Ihre endet mit Ihnen!“ *nach* statt *vor* den Prügeln gesprochen, die er von des Herzogs Häschern empfing, sie wären nicht an die Nachwelt gekommen. Wo eine Faust und ein Kopf aneinandergeraten, bleibt für den Augenblick die Faust immer das Stärkere.

Es gibt nur ein Verfahren, sich nach einer Ohrfeige richtig zu betragen: das der Weiber — und es wundert mich, daß man es ihnen hierin nicht allgemein gleichtut. Sie fallen nach dem geringsten Schimpf, der ihrer Körperoberfläche angetan wurde, in Ohnmacht. Das ergibt mehrere Vorteile. Zunächst gilt dann von dem klatschenden Tatbestand das Wort, das der alte Grieche über den Tod sagte: „Wozu ihn fürchten? Wenn ich da bin, ist er nicht da, und wenn er da ist, bin ich nicht mehr da.“ Der Effekt der Bewußtlosigkeit ist so stark, daß er das vorangegangene Geschehnis auslöscht; die Ohrfeige scheint bereits einen Abwesenden ereilt zu haben. Außerdem (für nachfolgende Gerichtsverhandlungen nicht zu unterschätzen!) verschiebt sich das Faktum der Beleidigung zu dem einer Verletzung. Alles scharft sich um den Bewußtlosen oder zu Boden Gefallenen, man trägt Schüsseln, Labetränke, Tücher herbei, man spielt Hektors Begräbnis, und der Hingefällte heimst anstatt Spott Heldenehren ein. Irgendwo im Raum verduftet mittlerweile der Übeltäter, froh, daß man ihn in der Verwirrung nicht beachtet.

Man könnte dieses Verhalten, dessen sich mancher unserer Zeitgenossen zu seinem Vorteil befließigt, die Igel-Taktik nennen. Talleyrand hat es bekanntlich erfolgreich angewandt, als er auf einem Leichenbegängnis die Ohrfeige seines entlassenen Polizeiministers erhielt. Verleumder und Schurken kennen kein besseres Mittel, der Stunde des Gerichts zu entgehen, als diese Vorbeugung: daß sie käsegesichtig alle Viere von sich strecken. Was ihnen dann geschehen mag, geschieht einem ausgepumpten Balg, in dem sich kein Hauch menschlichen Bewußtseins mehr befindet. Mag der Angreifer mit der eingerollten Kugel tun was er will — die Ohrfeige klatscht, aber sie sitzt nicht mehr. Freilich rettet dieses Betragen den Mißhandelten nur vor den Augen der Umwelt. Tief in ihm bleibt trotzdem das Erlebnis graviert, dessen Wesen der alte Johann Nestroy mit dem Satz umschrieb: „Zwischen einem, der eine Ohrfeige kriegt hat, und dem, der sie 'geben hat, schlingt sich ein magisches Band; und nach Jahren noch, wenn sie sich wieder sehen, gibts dem einen ein Riß in der Hand und dem andern ein Zucken ums Maul . . .“



Ulrich Güssow

— Du kannst von Glück sagen, daß du heute deinen Knüppel mitgenommen hast . . . ich hätte nämlich große Lust, dir die Ohrfeige zurückzugeben, die ich vor einundsechzig Jahren einstecken mußte!

# Wie benimmt man sich in schlechter Gesellschaft?

Von

*Fürst Albrecht von Urach*

Alles ist relativ. Ein Empfang im Buckingham Palace bedeutet das letzte Wort gesellschaftlicher Qualifikation für New York und Chicago. Was das englische Gesetz nicht hindern würde, die gesamte gute Gesellschaft dieser Städte aus verschiedenerlei Gründen ins Gefängnis zu sperren, wenn es britische Untertanen wären. Doch gibt es nicht Zeiten und Umstände, zu denen ein entlassener Sträfling ein volles Recht hat, seinen Platz in der guten Gesellschaft wieder einzunehmen?

In der Praxis gibt es weder gute noch schlechte Gesellschaft, und wer sich zu benehmen weiß, wird sich in Gesellschaft zunächst überhaupt nicht benehmen, bis er festgestellt hat, ob die Gesellschaft, in der er sich befindet, als gut oder schlecht anzusehen ist. Und es ist sehr schwer, das in Eile festzustellen, da die endgültige und unparteiliche Scheidung der Böcke von den Schafen doch erst am Jüngsten Tag vor sich gehen wird. Eine Gesellschaft ist augenscheinlich schlecht, wenn der Umgang mit ihr auf schlechte Wege führt, doch sind schlechte Wege erlaubt, vorausgesetzt daß sie zum Erfolg führen. Erfolg ist ein allgemein anerkanntes Merkmal guter Gesellschaft. Wie könnte gute Gesellschaft ohne Erfolg das sein, was sie zweifellos heute ist?

Jedermann weiß, daß jede gute Gesellschaft einen Club der Scheinheiligkeit darstellt. Doch wohin würden wir in dieser Welt gelangen ohne Clubregeln und Normalnormen?

Es geht das dunkle Gerücht, man finde in schlechter Gesellschaft weit mehr Unterhaltungsmöglichkeiten, doch was hat Unterhaltung mit Gesellschaft zu tun? — Sollte jemand so tief gefallen sein, daß er mit schlechter Gesellschaft Umgang pflegt, so muß der Gefallene seine Manieren gründlich ändern. Er muß sich daran gewöhnen, aufmerksam auf das zu hören, was gesagt wird. Nur in guter Gesellschaft kann man es sich leisten, beim Zuhören zu schlafen. In schlechter Gesellschaft bedeuten die Worte wirklich das, was sie aussagen. Überhaupt wird man gut daran tun, seine Höflichkeitsformen zusammenzunehmen, wenn man mit analphabetischen, zerlumpten Vacqueros, mit knoblauchduftenden Sizilianern oder albanischen Banditen zusammenkommt. Denn wer weiß sich taktvoller zu benehmen, wer ist gleichzeitig empfindlicher als diese Leute? Der Anfänger, der an „gute“ Gesellschaft gewöhnt ist, wird umzulernen haben. — Kommt jemand in eine Gesellschaft, von der er im Voraus weiß, daß sie aus Erpressern, Fälschern und entsprungenen Zuchthäuslern besteht, und glaubt dadurch Achtung gewinnen zu können, daß er in die Zimmerecke spukt, seine Schuhe auf die Tischdecke ausstreckt, auffällig mit dem Revolver in seiner Rocktasche fingert und mit seinen abgessenen Zuchthausstrafen prahlt, so wird er nur eisiger Verachtung begegnen. Denn was ist für die menschliche Natur verächtlicher als ihresgleichen? Es klingt nicht immer harmonisch, wenn man *kein* Wolf ist und doch mitheulen zu müssen glaubt.



Jean Veber, Die Werbung (Öl)



W. Schmid, Das Duell (Öl)



Schaljapin als Don Quijote (mit seiner jüngsten Tochter)

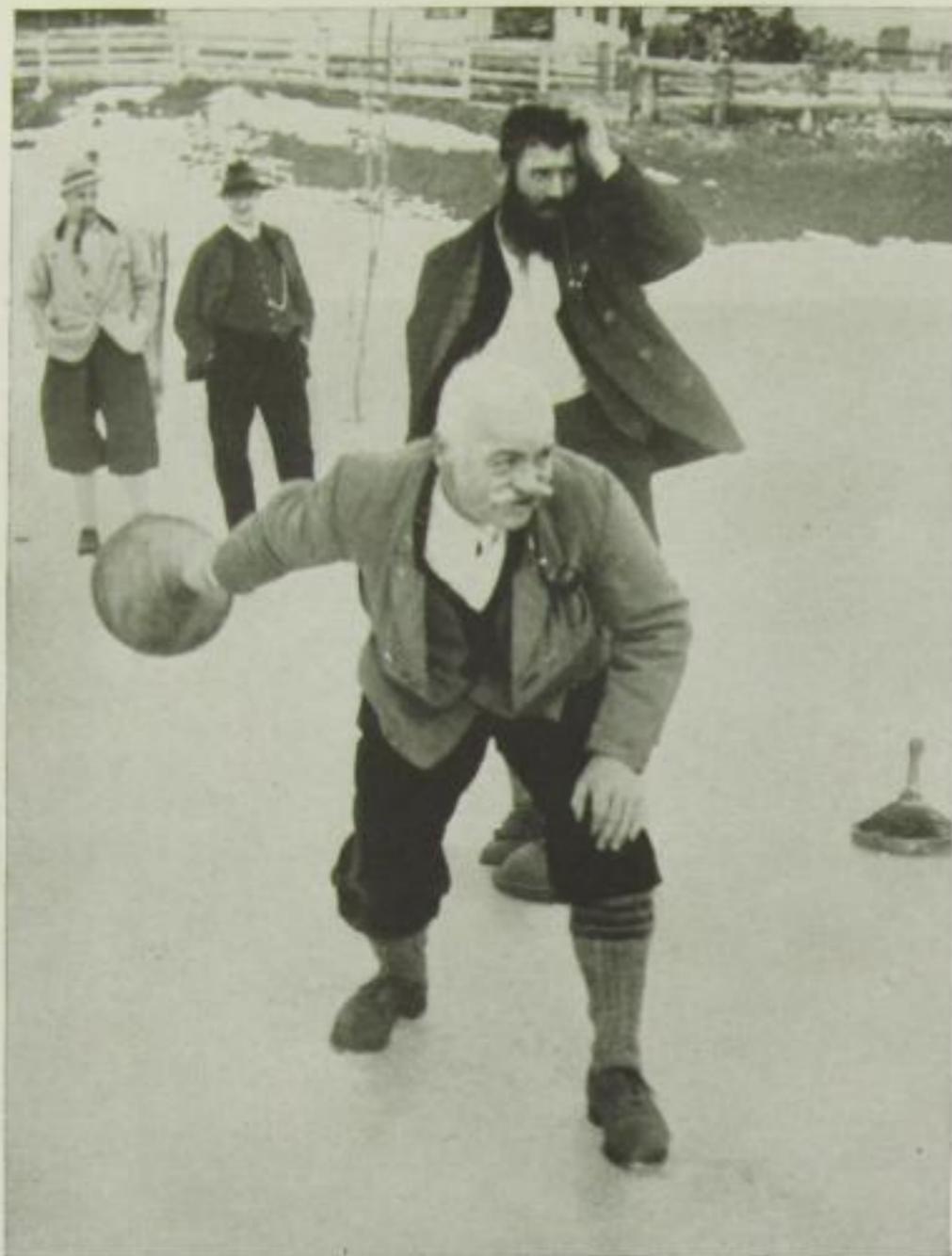
Universal Press Agency



Mittagspause (Barcelona)

Willy Prager

*Eisschießen*



K. Hundshammer (Mittenwald)



Lord A. (St. Moritz)

Photos Wolfgang Weber



*Spiele der alte Affe auch Joujou!*

Zur Geschichte des Yo-Yo (Aus einem alten Lehrbuch)



Whist vor dem Krieg: Königin Alexandra von England, Zarin Maria Feodorowna von Rußland, Herzogin Thyra

Zarin Maria Feodorowna von Rußland, Herzogin Thyra

# Wie benimmt sich ein Exprinz zu seinen Standesgenossen?

Von

*Leopold Wölfling*

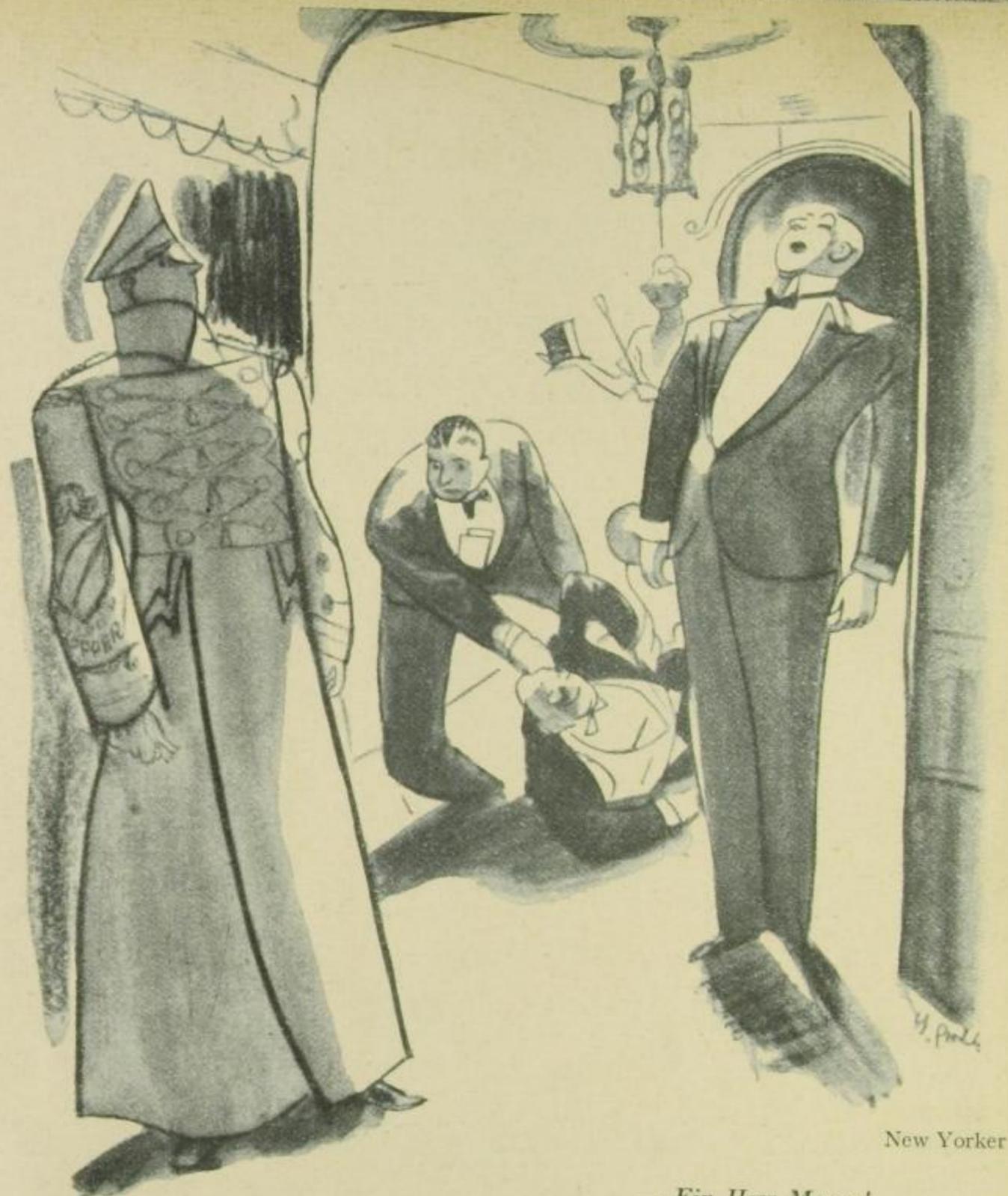
*(ehemals Erzherzog Leopold Ferdinand)*

Eigentlich müßte die Antwort auf diese Frage lauten: So wie er sich vorher benommen hat, als er noch nicht „Ex“ war. Denn innerhalb der streng abgegrenzten Schicht der regierenden Familien und der ihnen aus historischen Gründen Zunächststehenden der mediatisierten Häuser hat das Faktum, daß Monarchien zu Republiken umgewandelt wurden, gar nichts an dem gegenseitigen Verkehr geändert. Zumeist sind ja alle diese Familien näher oder entfernter verwandt miteinander, was die vertrauliche Ansprache „Du“ dartun soll, die vom Höheren zum Niederen schon bei der ersten Bekanntschaft angewendet wird, und die den feinen sozialen Unterschied zu verwischen hat.

Der Exprinz verkehrt unter seinesgleichen locker und ungezwungen: menschlich begreifliche Antipathien werden durch besondere Zuvorkommenheit und Höflichkeit unkenntlich gemacht, was ja schon der angeborne oder anerzogene Takt verlangt. Besondere Sympathie drückt sich ebenfalls vorsichtig aus, weil man nicht den Schein erwecken will, jemanden hervorzuheben oder auszuzeichnen. Gesellschaftliche Zusammenkünfte verlaufen, wie immer zuvor, in dem gleichen geglätteten Ton freundschaftlichen Verstehens und der Duldung, oder des Übersehens von Eigenheiten des einzelnen. Der Exprinz ist darin kein Fremdkörper; daß die Wogen des Umsturzes über ihm zusammengeschlagen haben, hat ihm in den Augen derer, die noch am trockenen Strande stehen, nicht geschadet, denn er ist aus diesem Sturzbad als derselbe hervorgegangen, der er vordem gewesen ist. Höchstens, daß der Gebrauch, bei solchen Gelegenheiten Uniform und die entsprechenden Orden zu tragen, eingeschränkt wurde, und das Zivilkleid mehr in seine Rechte als sozialer Ausgleicher getreten ist. Bei besonderen Gelegenheiten aber erscheint der Exprinz in seiner Uniform und legt, der gebräuchlichen Höflichkeit folgend, den Hausorden seines Gastgebers oder eine diesem nahestehende Dekoration an.

Eines hat aber aufgehört: der Hofstaat. Der Exprinz ist freier geworden: er hat sich selbst vom Kindermann operiert und geht nun durch die gesellschaftliche Welt von seinesgleichen mit leichterem Schritt. Das Mäntelchen des Bürgers, das ihn auf der Straße unscheinbar macht, wird beim Eintritt in die feudale Gesellschaft abgeworfen; es ist, als ob er dieses einem Lakai zugeworfen hätte, der es ihm wieder umlegt, sobald er die Straße betritt.

In gleicher Weise benimmt sich der Exprinz, wenn er mit seinesgleichen bei soviel Tieferstehenden zusammentrifft. Die Rangordnung bei Tisch hat sich auch da nicht geändert, er tritt auf seine Verwandten zu, begrüßt sie mit der eigentümlichen Überlegenheit und erörtert mit ihnen alle Fragen mit einer Freimütigkeit und Ungeniertheit, als ob sozial Tieferstehende gar nicht vorhanden wären. Ist er



New Yorker

— Ein Herr Meyer!

zufällig der Ranghöchste, so gibt er der Hausfrau den Arm und setzt sich an erste Stelle, unbekümmert um die anderen, die noch in Amt und Würden stehen. Er gibt den Ton an und empfiehlt sich als erster, ganz wie es früher üblich war.

Bei sich empfängt er Besuche und bewirbt sie als Hausherr, geht oder fährt mit ihnen aus, wobei der Rang, den er früher einnahm, maßgebend ist. Es ist an Stelle eines Hofstaates ein Haushofmeister oder ein Kammerdiener getreten, der die Funktionen seines Vorgängers genau so gut und vielleicht noch taktvoller zu versehen versteht. Wenn auch das Palais einer Wohnung Platz gemacht hat und der Exprinz jetzt Mieter geworden ist, so hat er Teile seiner Einrichtung, die ihm nahestanden und seine persönliche Note als Mensch unterstrichen, um sich gruppiert.

Die Einflüsse der Umgebung, in der einer aufgewachsen ist, lassen sich nicht auslöschen: ein geschickt angelegter Mantel täuscht den Carbonaro vor, indes darunter immer wieder der Prinz erscheint.

# Der korrekte Minister

Von

*Kurt Freiherrn von Reibnitz*

Nach Wedekind gibt es nur Hopp hopp- und Etepetete-Menschen, und da auch die Minister Menschen sind (die im Amte freilich glauben, mindestens Halbgötter zu sein), müssen auch wir sie in diese beiden Klassen gliedern. Unnötig zu sagen, daß die Marke Etepetete stark überwog und überwiegt.

Hopp hoppminister war der Junggeselle Graf Fritz zu Eulenburg, von 1862 bis 1878 Preußens Innenminister und Polizeigewaltiger, von dem Bismarck in seinen Gedanken und Erinnerungen erzählt, daß „er 1877 körperlich bankrott und in seiner Leistungsfähigkeit sehr verringert gewesen sei, nicht durch das Übermaß der Arbeit, sondern durch die Schonungslosigkeit, mit der er sich von Jugend auf jeder Art von Genuß hingegeben hatte“. Als sich der Kultusminister von Mühler (doppelt prüde, weil er als Student das Lied „Grad' aus dem Wirtshaus“ gedichtet hatte) einmal bei ihm über die vielen „Dämchen“ beklagte, die ihn auf dem Wege angesprochen hätten, antwortete Graf Eulenburg lächelnd: „Das ist Ihre Schuld, Exzellenz. Es wäre nicht passiert, wenn Sie die erste mitgenommen hätten.“ Solch zynisch-witzige Minister wie diesen alten Preußen gibt es nur noch selten. Korrektheit ist die Parole der heutigen Minister, korrekt am Morgen, Mittag, Abend. Es glückt nicht allen.

Des Morgens im Büro (Dienstzimmer heißt es amtlich) fängt die Korrektheit an. Minister im Pyjama, im Schlafrock mit Pantoffeln sind unmöglich. Der schwarze Sakko mit gestreiftem Beinkleid, nicht so gewichtig wie der Cut, der Gehrock (den Hindenburg und sein Staatssekretär Meißner wieder in Mode brachten), seriös und doch bequem, ist das Geeignetste. Man trägt den Sakko auch zum Frühstück und zum Tee, so braucht man sich erst abends umzuziehen. Die Zeiten sind vorüber, da ein neugebackener Reichsminister zu einem Frühstück bei Kathinka Kardorff, damals noch Reichstagsabgeordnete, und Frau von Oheimb den Smoking anzog. Entsetzen der Gesellschaft. Kathinka versucht die Situation für ihn zu retten und begrüßt ihn lächelnd mit den Worten: „Ich nehme an, Sie haben durchgebummelt.“ Alles lacht. Nur der so treffliche Minister versteht nicht, was Kathinka meint. „Warum fragt der dumme Kerl nicht seinen Adjutanten, was man anzieht“, sagt nach Tisch Kathinka zu einem anderen Reichsminister, der, elegant und Weltmann, ebenfalls ihr Gast ist. Befehl: „Erkunden Sie den Sinn des Smokings!“ Der Elegante geht zum Smokingträger: „Warum so feierlich, verehrter Herr Kollege?“ Die Antwort: „Das mußte ich, es sind doch Damen da!“

Zurück zum Morgen und zum Ministeradjutanten oder, wie es offiziell heißt, zum „persönlichen Referenten“. Ein Zerberus, charmant und trotzdem unerbittlich, sitzt er im Vorzimmer des Chefs, hält ihm Telefongespräche und Besucher vom Halse, sorgt für das Technische im Leben des Vielbeschäftigten: daß das Auto zu Zeit da ist, Konferenzen und Sitzungen nicht versäumt, Vorträge bestellt werden. Ein guter Adjutant ist nicht nur beim Militär das halbe Leben;

jeder neuernannte Minister, der die große Welt nicht kennt, tut gut, bei ihm sich Rat zu holen in allen Fragen, nicht nur des Anzugs, sondern auch der Formen.

Freilich kann der Adjutant, der genau weiß, was für den Chef bedeutsam ist, nicht alle Besucher abwimmeln. Prominente Wirtschaftsführer, wie es nicht immer treffend heißt, einflußreiche Parlamentarier, wichtige Wähler müssen empfangen werden. Sie kommen zwischen 10 und 11 Uhr. „Nur nicht klagen oder seufzen, Herr Minister. Das sieht so aus, als seien Sie der Arbeit nicht gewachsen. Keep smiling!“ In den ersten Tagen schon rät es der Adjutant dem Neuernannten, der über Fülle der Arbeit und Besucher stöhnt. Auf seinen Rat auch bietet er Besuchern außer dem bequemen Klubsessel erst mal Zigarren oder Zigarretten an (für gute Qualität hat der Adjutant zu sorgen). Für weibliche Besucher, die ein Minister nie allein empfängt (exempla docent), in der Regel Abgeordnete, sind Pralinen da. Ein politischer Witz, nicht allzu scharf, belebt die Stimmung. Etwas über das Befinden des alten Herrn, ein launiges Wort von ihm wird gern gehört.

Die Tür geht auf, der Adjutant erscheint. „Darf ich erinnern, Herr Minister, um 11 Uhr ist die Sitzung der Fraktion!“ (Die Fraktion — „das Scheusal, wo ich noch niemals klüger geworden bin“, schrieb Bismarck 1850 aus Erfurt an die Gattin). Unterwegs überlegt sich der Minister: das wird dieser Neugierige fragen und das jener. Da muß man antworten. Der Vorsitzende, der Oberbonze, wird einiges aus der letzten Kabinettsitzung wissen wollen. Nicht alles war vertraulich, ein Brocken wird genügen. Freundlich sein, kameradschaftlich — jovial. Leutseligkeit vertragen die Leute nun einmal nicht. Das Kreuzverhör ist kurz. Denn schon um 12 Uhr muß der Minister gehn: Sitzung des Kabinetts. Beim Verlassen des Fraktionszimmers winkt er allen lachend zu: „Die Einladungen zu einem Bierabend für die Fraktion in meiner Wohnung sind unterwegs, da können wir uns alles recht vom Herzen reden.“

Um 2 Uhr gibt der Minister ein Frühstück, nur für Herren. Das Essen und die Weine (Borchardt besorgt das glänzend) sind für die Stimmung wichtig, noch wichtiger ist die Sitzordnung. Nichts kann die Eitelkeiten so verletzen, politisch störend wirken, wie eine unkorrekte Tischordnung. Sie tadellos zu machen ist des Adjutanten Sache, der in zweifelhaften Fällen beim Chef des Protokolls oder dem jungen Mann dort anfragt. Das war schon in den ersten Zeiten nach der Staatsumwälzung das Richtige, und auch die sozialistischen Minister taten es auf Eberts Rat. Als nämlich Hermann Müller im Juni 1919 Außenminister geworden war und man ihm die Tischordnung seines ersten offiziellen Frühstücks vorlegte, erklärte er: „Ich bin Sozialdemokrat und hasse leere Formen, jeder geht zu Tische, wie er will, und alles setzt sich zwanglos durcheinander.“ Entsetzen Haniels, der damals Staatssekretär des Auswärtigen Amtes war, und aller Attachés, bis Hermann Müller die Sache telefonisch mit Ebert besprach, der viel Sinn für Etikette hatte und ihm riet, sich in dieser Beziehung ganz auf seinen Staatssekretär zu verlassen.

Für Teeempfänge hat der Minister keine Zeit. Das macht die Gattin, und wenn sie keine große Dame ist (und das kommt öfter vor), fragt sie den Adjutanten, was man anzieht, wen man außer der Hausfrau begrüßen soll, wie lange man bleibt, wovon man spricht, und vor allem: wovon man nicht spricht. Schweigen ist immer ungefährlich. Vor allem ist Geziertheit zu vermeiden, und auch für



Hochmut fehlt der Grund. Minister kommen und gehen, kommen und gehen. Auch eine Ministerfrau hat nicht mehr die Bedeutung wie im Vornovember.

Histörchen aus der Wilhelmstraße. Ein offizielles Gartenfest, Gymkhana. Ein Attaché, der eine noch junge Ministerin (und Pute) nicht kannte, bat sie, an einem Wettrennen der Damen mit dem eigefüllten Löffel in der Hand teilzunehmen. Pikierte Absage: „Das geht doch nicht, ich bin eine öffentliche Person.“ Schon auf dem Feste ging das unfreiwillige Bonmot von Mund zu Mund und stimmte alle heiter. Am Abend müssen Minister und Ministergattin zu einem Essen, das der Gesandte eines großen Landes, Junggeselle, gibt. Der Reichspräsident erscheint und führt — die Hausfrau fehlt — die Ministerin zu Tisch. Der Adjutant hat ihr am Vormittag genau gesagt, worüber Hindenburg am liebsten spricht, die Enkelkinder, den großen Garten und die Enten, die er jeden Morgen füttert, die Gensenjagd bei Dietramszell und Neudeck, alte Erinnerungen von anno 66 und anno 70. Als Warnung hat ihr der Adjutant, der alles weiß und wissen muß, erzählt, wie der alte Herr einmal eine Ministerin zu Tisch geführt hat, die viel sprach und nichts als gute Hausfrau war. So lange und ausführlich erzählte sie dem Oberhaupt des Reiches von den verschiedenen Wascharten und Waschmitteln, die sie ein ganzes Leben angewendet hatte, daß Hindenburg nach Tisch auf die Frage, wie er sich unterhalten habe, launig erwiderte: „Ich habe viel gelernt, und wenn es mit der Wilhelmstraße nichts mehr ist, mache ich eine Wäscherei auf.“

Korrektes Essen ist für einen Minister selbstverständlich. Einer der klügsten Reichsminister, Akademiker — er sei hier X genannt — aß so entsetzlich, daß er der Schrecken aller Nachbarn und Gegenüber war. Er schmatzte, zuckte, spuckte, spritzte mit der Sauce und warf allerlei Essen vom Teller. Einen deutschen Diplomaten, der im Jahre 1921 als Reichsaußenminister aus dem stillen Haag in das turbulente Berlin berufen wurde, fragte man nach einigen Wochen, ob dieser Gegensatz nicht etwas groß gewesen sei, er möge vom stärksten seiner Eindrücke in der Reichshauptstadt berichten. Sarkastisch kam die Antwort: „Als ich zum ersten Male den Kollegen X essen sah und hörte.“

# Über den Verkehr mit Ministern und Diplomaten

Ein Vademecum für Anfänger

Von

*Antonina Vallentin*

In dem Augenblick, da ein Mensch mit durchaus individuellen Zügen Regierungschef oder Botschafter, Minister oder Gesandter wird, ändert sich seine Einstellung mit einer überraschenden Schnelligkeit — eine Änderung, die man jedoch zu Unrecht auf sein persönliches Schuldkonto setzen würde, da er selbst in diesem Fall den noch unerforschten Gesetzen seiner Stellung unterworfen ist.

So verschieden die führenden Staatsmänner auch aussehen mögen — so wenig äußere Ähnlichkeit es zwischen einem Chamberlain und einem Herriot, einem Ramsay MacDonald oder einem Herrn von Schleicher geben mag, so verblüffend ähnlich sind die Sekretäre und Mappenträger, die sie begleiten. Der Typus des diplomatischen Attachés scheint nun völlig ohne Rücksicht auf alle rassenmäßigen oder Standesunterschiede aus derselben urewigen Form gegossen zu sein. Sie mögen blond oder pechschwarz, groß oder klein, schlank oder rundlich — denn dick sind sie nie —, blendend schön oder von einer interessanten Häßlichkeit sein — sie haben nicht nur den identischen Cut und die identische Krawatte, sondern auch dieselbe Kopfhaltung unentwegter Aufmerksamkeit, dieselben Bewegungen der engangezogenen Ellbogen und in erster Linie das uniformierte Lächeln der Verbindlichkeit. Es ist eine Unmöglichkeit, bei einer dieser lebenswürdigen Gestalten die Nationalität mit Bestimmtheit erkennen zu wollen. Hier trügen sogar die auffallendsten Kennzeichen. Jettblankes Haar, dunkler Teint, ein leises katzenhaftes Tänzeln der schlanken Gestalt ist nicht nur bei Exoten, Südfranzosen oder Italienern, sondern auch bei Schotten, Polen oder sogar deutschen Aristokraten, Söhnen vornehmer Mischehen, zu finden. Glaubt man, mit einer Hoffnung brasilianischer Diplomatie zu sprechen, so wird es ein Vertreter Litauens sein — und wenn man sich nach Benehmen, Sprache, Gewandtheit auf dem Salonparkett richten will, so wird es einem nie gelingen, den proletarischen Vertreter der Sowjetunion von dem Träger der klingendsten Namen italienischer Renaissance — die häufig nur Attrappen blutjunger Geschlechter sind — zu unterscheiden. Und die Attachés und ihre Kollegen in den Ministerien sind es, die für die Gleichförmigkeit internationaler Gesetze des diplomatischen Verkehrs die Verantwortung tragen. Man pflegt im allgemeinen die Bedeutung von Maschinen und Institutionen zu unterschätzen — und am meisten neigen dazu tatkräftige Minister, die zum erstenmal in ein Kabinett berufen werden.

Es mag vorkommen, daß ein solcher Minister am Vorabend seiner Ernennung zu seinem besten Freund sagt: „Rufen Sie mich bestimmt morgen an.“ Aber nur einer, der nie einen Minister angerufen hat, wird diese Aufforderung ernst nehmen und sie für durchführbar halten. Eine der ersten Erfahrungen des Laien im Verkehr

— Exzellenz, bitte das Datum!



Kurt Werth

mit Ministern lautet: ein Minister ist telefonisch nicht erreichbar. Und doch telefoniert der Minister den ganzen Tag lang — wenn er sich nicht beim Festessen befindet oder eine Rede hält, hängt er am Telefon.

Man braucht nur eine viertelstündige Audienz bei einem Minister oder Diplomaten zu haben, um sich davon zu überzeugen. Jedes Gespräch wird durch Anrufe zerstückelt, jeder Anlauf zu einer Darstellung der Sache, die den Besucher in das Ministerzimmer führt, durch den mehr oder minder wütenden Kampf des Ministers mit dem Telefon verhindert. Eine der Vorschriften des diplomatischen Knigge sollte daher lauten: Man beginne die Unterhaltung damit, daß man den Minister auffordert, erst einmal zu telefonieren.

Man kann sich die Frage stellen, wie es die Leute anfangen, die den Minister erreichen, während der Laie, trotz aller Beteuerungen größter Dringlichkeit, nie an ihn heranzukommen vermag. Wenn man nicht Regierungschef oder bedeutender Ministerkollege ist — den kleineren Ministern ergeht es nicht viel anders als den geschickteren Laien, denn sie werden meistens nur mit Sekretären oder Kabinettschefs verbunden —, passiert es einem, daß man zuerst mit der Telefonzentrale verbunden wird, dann an einen lebenswürdigen jungen Mann gerät, vielleicht in zweiter Instanz an eine unliebenswürdige junge Dame, später an einen grimmigen Herrn, nach längerem Warten wieder eine lebenswürdige Stimme zu hören bekommt, die unter allen Eiden beteuert, dem abwesenden Minister die Bestellung auszurichten. Daß dies — fast ohne Ansehen der Person — nie geschieht, merkt auch der Neuling. Man muß von der Voraussetzung ausgehen, daß alle Menschen in der Umgebung des Ministers nicht dazu da sind, den Verkehr

mit den Besuchern zu regeln, sondern ihn zu verhindern — vom Amtsdienner bis zum Kabinettschef aufwärts.

Es ist reiner Selbsterhaltungstrieb, daß sich der Minister mit einer ganzen Anzahl von Menschenabwehrkanonen umgibt — aber die Amtsroutine will es, daß diese von ihm aufgestellten Maschinen ein selbständiges Dasein zu führen beginnen und sich, vom Gefühl ihrer Bedeutung getragen, zu unübersehbaren Verteidigungswällen auswachsen. Im Prinzip geschieht nichts. Es wird auf die Abnutzungsmöglichkeiten des Willens gerechnet, auf die Mitwirkung der Zeit, die die Aktualität der Anrufe überholt, auf Verstimmung der Anrufenden, die schon eine erste negative Erledigung darstellen. Gegen die Aufdringlichen und Zähnen wird dann der Zermürbungskampf mit bewährter Strategie geführt.

Da nun die Zugänglichkeit des Ministers am wenigsten von seinem guten Willen und am meisten von den Funktionen des ihn umgebenden Apparates abhängt, ist es viel wichtiger, einen der Menschen aus seiner Umgebung zu kennen als den Minister selbst. Man mag mit dem Minister befreundet sein, man mag sein Vertrauen und seine Dankbarkeit besitzen, man wird ebensowenig an ihn gelangen wie Herr X oder Herr Y, der ihn vom Hörensagen kennt. Die Dringlichkeit der Angelegenheit hat mit der Erreichbarkeit des Ministers auch nicht das geringste zu tun. Wenn man sich nicht entschließt, den fünf bis acht Stimmen am Telefon anzuvertrauen, man habe dem Minister ein Staatsgeheimnis mitzuteilen — und man soll es lieber nicht tun, denn der Minister glaubt es doch nicht, wenn ihn die Nachricht auf diesem Wege erreicht —, dann sollte man erst die Anonymität der Stimmen am Telefon durchbrechen.

Elementarvorschrift des diplomatischen Knigge: man freunde sich mit einem der Attachés oder einer der Sekretärinnen des Ministers an. Weibliche Beamte sind in jedem Fall den männlichen vorzuziehen. Sie sind unbedingt treuer und zuverlässiger, sie haben auch einen besseren Instinkt für den Zeitpunkt und die Art der Übermittlung, für das Stimmungsbarometer ihres Chefs. Es wäre ein Fehler, zu glauben, daß eine Beziehung desto wirksamer ist, je höher man sie auf der bürokratischen Leiter anknüpft — ganz im Gegenteil. Man hüte sich vor den rangältesten Funktionären, und in erster Linie verlasse man sich nicht auf den unmittelbaren Untergebenen des Ministers, den Mann, der in den verschiedenen Ländern verschiedene Titel trägt — in Frankreich z. B. Kabinettschef genannt wird. Diese sogenannte rechte Hand ist meist eine große Enttäuschung für den Minister selbst und eine noch größere für die Besucher. Es spielt dabei keine Rolle, ob es ein Mann der Karriere ist oder ein Außenstehender, ein alter routinierter Beamter oder ein junger ehrgeiziger Politiker — denn sie verfallen fast ohne Ausnahme der Psychose ihres Berufes. Es sind Menschen, die die Verantwortung erdrückt, ihre eigene und die des Ministers, die zugleich der Größenwahn ihrer eigenen und der Stellung ihres Chefs packt.

Am besten ist natürlich eine Beziehung, die man unter Ausschaltung des Amtes direkt herzustellen vermag — am erfolgreichsten durch Töchter oder Söhne des Ministers. Es ist erstaunlich, wie sich die oft im Schatten des Vaters aufwachsenden Kinder zu vollendeten Diplomaten entwickeln — ihr Beispiel allein beweist, daß alle Nachteile der ministeriellen Umgebung, die falsche Freundlichkeit und die falsche Schrofheit, die unangebrachte Servilität und der noch deplaciertere



New York Times

Die Königliche Leibgarde fährt nachhaus (London)



Besucherin eines englischen Rennens



Photos Wolfgang Weber

Negerplastik der Königin Victoria

Negerplastik der Königin Victoria



International Graphic Press

Botaniker-Paar (Oxford)



Graphic Photo Union

Schottische Herren (Aberdeen)



Die Abreise (London)

International Graphic Press

Die Abreise (London)

International Graphic Press

Autoritätswahn, nur Ausflüsse der Umgebung sind, nur der zersetzenden Atmosphäre des Amtes zur Last fallen; daß dieses Lächeln nach oben und dieses kühle Kopfnicken nach unten allem Anschein nach ansteckend ist, wie eine Krankheit, deren Mikroben in den langen Gängen, in den Arbeitstischen und den isolierten Stühlen haften geblieben sein müssen.

Von der Leistung der Söhne und Töchter, von ihrer unermüdlichen Sorge um den Vater, von dem Takt, mit dem sie lästige Besucher von wichtigen zu unterscheiden wissen, Wesentliches von Neugier und Sensation, von der Selbstverständlichkeit ihres Benehmens, das selbst den Abgewiesenen die Demütigung erspart und den Zugelassenen das Bewußtsein eines schwer erkämpften Triumphes nimmt — von all dem wissen nur die Eingeweihten, und so wird z. B. die Biographie von Isabel MacDonald, der stillen, unscheinbaren Mitarbeiterin ihres Vaters, ungeschrieben bleiben, obwohl sie in allen Amtsräumen auf dem Zirkularwege zur Nacheiferung verteilt werden müßte.

Eine Warnung, die sich jedoch wohl nur an krasse Laien wendet: Wenn eine Angelegenheit sich nicht auf bestimmte Aktennummern bezieht, wenn sie wichtig und persönlich genug ist, dann hüte man sich, sie dem Stellvertreter des Ministers vorzutragen, ebenso wie man als Journalist sich hüten soll, politische Informationen von einem der ministeriellen Zwischenmänner zu erbitten. Der Bittsteller geht meist hochbefriedigt aus der ersten Unterredung weg, bei der fünften spürt er schon etwas wie Ungeduld, bei der zehnten ergreift ihn helle Wut — und er steht vor der Alternative, vor der er am Anfang stand: entweder zu dem Minister persönlich vorzudringen oder auf die Verwirklichung seines Wunsches zu verzichten.

Indiskretionen darf sich nur der Minister selbst erlauben — und auch dann darf sich der Journalist nicht darüber täuschen, daß es meistens bewußte Indiskretionen sind. Wenn er Informationen haben will, zutreffende, brauchbare Informationen, die ihm ein richtiges Bild der Lage vermitteln, muß er sich an den alten Grundsatz vom Ausgleich zwischen Geben und Nehmen halten. Er muß zuerst dem Minister etwas mitzuteilen wissen — die Minister sind meist viel schlechter informiert, als man glaubt, und wissen gewöhnlich nicht viel mehr als das, was in ihrem eigenen Ressort vorgeht oder was sie in der Kabinettsitzung erfahren. Es wäre jedoch ein psychologischer Irrtum, diese Voraussetzung den Minister merken zu lassen. Ein fruchtbares Gespräch ist daher entweder durch die Worte einzuleiten: „Sie wissen es sicher längst, aber ich habe es erst gestern gehört“ — oder durch die Frage: „Was sagen Sie zu . . .“

Man soll nie zu einem Minister gehen, von dem man eine sensationelle Information erwartet, ohne selbst eine in der Tasche zu haben. Man soll sich aber hüten, den Eindruck zu erwecken, als ob man im Begriff sei, ein Tauschgeschäft zu machen. Man kann sich ruhig auf die Großzügigkeit eines Ministers verlassen: die Minister sind gute Geschäftsleute, die damit rechnen, daß ihre Kunden sie weiter beehren werden. Wenn der Journalist geschickt den Übergang zu dem zweiten Teil der Unterredung einleitet — je harmloser es gemacht wird, desto besser —, darf er nicht den Eindruck erwecken, als kämen ihm die Ausführungen des Ministers vollkommen überraschend. Er kann es sich sogar leisten, sie mit „Hm“ und „So, so“ und „Ich habe schon etwas davon gehört“ zu begleiten, aber

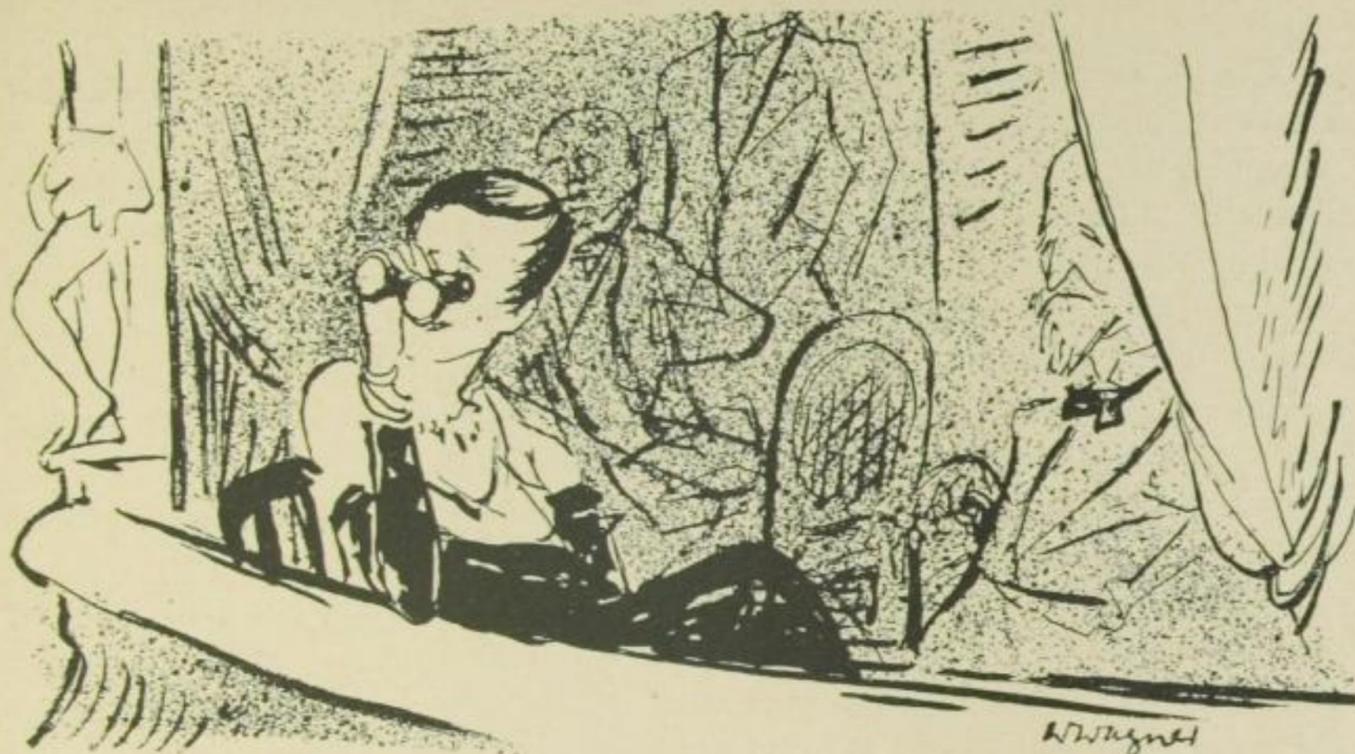
möglichst leise und wie unter einer Sordine — denn der sprechende Minister darf ernstlich nicht unterbrochen werden, wenn nicht durch eine präzise, sachliche Frage. Alle Minister sind Volksredner und müssen auch im Gespräch einen Anlauf nehmen, bevor sie ihre eigene Beredsamkeit davonträgt. Eine Todsünde wäre es, in einem solchen Augenblick einen Bleistift zu zücken und die Ausführungen schriftlich festzuhalten. Ein Journalist ohne Gedächtnis soll lieber seinen Beruf aufgeben. Vor dem gezückten Bleistift wie vor dem Objektiv bekommen die Minister sofort ihr offizielles Gesicht, und wo eben noch ein Mensch sprach, sitzt ein Automat.

Man hüte sich vor Indiskretionen, die einem die Ministertüre verschließen würden — man kann sie sich nur leisten, wenn man z. B. aus einem Lande abzureisen im Begriff ist, in das man nicht mehr zurückzukehren gedenkt. Eine Indiskretion ist der Tod von abertausend Informationen — und die Veteranen des Berufes sind Helden an Zurückhaltung und Verschwiegenheit. Das Märchen von der Indiskretion der Journalisten ist sicherlich von einem enttäuschten Minister erfunden worden, dessen bewußt indiskrete Ware ein bewährter Journalist nicht in Empfang nehmen wollte.

Letzter Wink für Ehrgeizige: die Minister und Diplomaten, die als die Verschlossensten gelten, die großen Schweiger unter den Staatsmännern, sind die dankbarsten Objekte. Die Vorarbeiten, die Annäherungsversuche sind besonders schwierig, aber das Ergebnis lohnt das mühsame Werben um Vertrauen. Die in die Sicherheit der eigenen Unzugänglichkeit Gewiegten lassen sich leichter zu wesentlichen Enthüllungen bringen als diejenigen, die dauernd vor dem eigenen Hang zu Indiskretionen auf der Hut sind. Man hüte sich in erster Linie vor den Vielrednern — es schwimmt kein brauchbarer Brocken auf ihrem ununterbrochenen Redestrom dahin. Man soll sich da nicht durch die Täuschung geöffneter Schleusen narren lassen.

Zu dem ABC im Umgang mit Ministern gehört noch ein Hinweis über die Form des Abschieds, die sich, wiewohl sie einen Bruch mit der überlieferten Etikette darstellt, sehr wirksam erweist. Wenn man nicht gerade mit einem Souverän spricht, warte man nicht, bis man verabschiedet wird, sondern empfehle sich selbst. Man fühlt es schon eine Minute vorher in den Fingerspitzen, wann der Minister aufstehen wird, um einem die Hand zu reichen. Man komme diesem Augenblick zuvor. „Ich will Sie nicht länger stören“ — oder besser: „Ich weiß, wie kostbar Ihre Zeit ist...“ In vielen Fällen wird man eine kleine Überraschungspause gewinnen und vielleicht die matte Aufforderung: „Bleiben Sie doch noch ein paar Minuten.“ Meistens jedoch wird der Minister aufstehen, noch zehn Minuten weitersprechen — in diesen zehn Minuten erfährt man das Wesentliche —, dann wird er den Besucher bis an die Türe begleiten, wird ihm das Allerwichtigste in dem Augenblick sagen, in dem dieser die Klinke in der Hand hält — und wird noch außerdem über den rücksichtsvollen Menschen entzückt sein. Hätte der Minister selbst die Unterredung beendet, wäre sie wirklich in dem Augenblick zum Abschluß gekommen, in dem er dem Besucher die Hand gereicht haben würde.

Die Kennzeichen der letzten Minute sind nicht leicht zu beschreiben. Es ist eine Frage der Intuition.



— Durchlaucht, Sie dürfen nicht so laut schnarchen . . . Sie wecken das Publikum auf.

## Der Lord mit den Beinen nach oben

Von

*Tom Cow*

Die Frage, ob sich jemand bei sommerlicher Hitze in einem Speisewagen seines Rocks entledigen darf, greift in eines der gefährlichsten und empfindlichsten Probleme des internationalen Menschenumgangs über. Sie ist nämlich ein Teil der Abrüstungsfrage. Nicht bloß, weil sie bindende Verträge darüber anruft, wieviel sich der einzelne von seinem angeborenen Drang zur Selbständigkeit abhandeln lassen muß, damit alle ohne Anstoß leben können; sondern, weil sie — gleich den Sachverständigen von Genf — die Entscheidung darüber von der Unterfrage abhängig macht, ob der betreffende Vorgang des Rockausziehens in offensiver oder defensiver Absicht, das heißt: zur eigenen Bequemlichkeit oder zur Unterjochung der anderen erfolgt ist.

Wem fällt die Rolle des obersten Schiedsrichters im Speisewagen zu? Der Reichsbahndirektion. Sie entscheidet: das Ablegen des Rockes hat nach Tunlichkeit zu unterbleiben. Unbewußt dürfte sie sich hierbei von folgenden Gesichtspunkten leiten lassen: bestände die Majorität der Welt aus Herzögen, so läge im Ausziehen des Rockes kein Arges; denn Herzöge tragen gewöhnlich eine blitzblanke, appetitliche Unterwäsche; ferner liegt ihnen jede Absicht fern, durch ihr Benehmen die Umwelt zu beleidigen. Da aber der Durchschnitt der Menschen und Eisenbahnpassagiere erfahrungsgemäß anders geartet ist, so hat der Schiedspruch die Aufgabe, nicht die Sicherheit und Unbefangenheit, sondern die Befangenheit und Unsicherheit zu schützen. Die Unbefangenen können sich ja gelegentlich auf ihren Herzogsschlössern vom niederen Verkehrsreglement ausruhen.

Damit ist der Kodex des guten Benehmens in seinem ganzen Sinn umrissen. Er ist zuerst von den Sicheren zur Eindämmung der Unsicheren geschaffen

worden, wird aber jetzt von diesen gegen seine eigenen Begründer gehandhabt. Er hat die Rolle des Dompteurs im Raubtierkäfig: alle Angriffsgelüste, Eitelkeiten, Renommagen und sonstige Anmeldungen unberechtigter Persönlichkeitsansprüche im Zaum zu halten. Daher steht gemeinhin die Strenge der Umgangsregeln in jedem Lande im umgekehrten Verhältnis zur Zivilisiertheit und inneren Noblesse seiner Bewohner. Was in Madrid unverfänglich ist, wird in einer Magdeburger Hotelhalle bereits mit Zurechtweisungen geahndet.

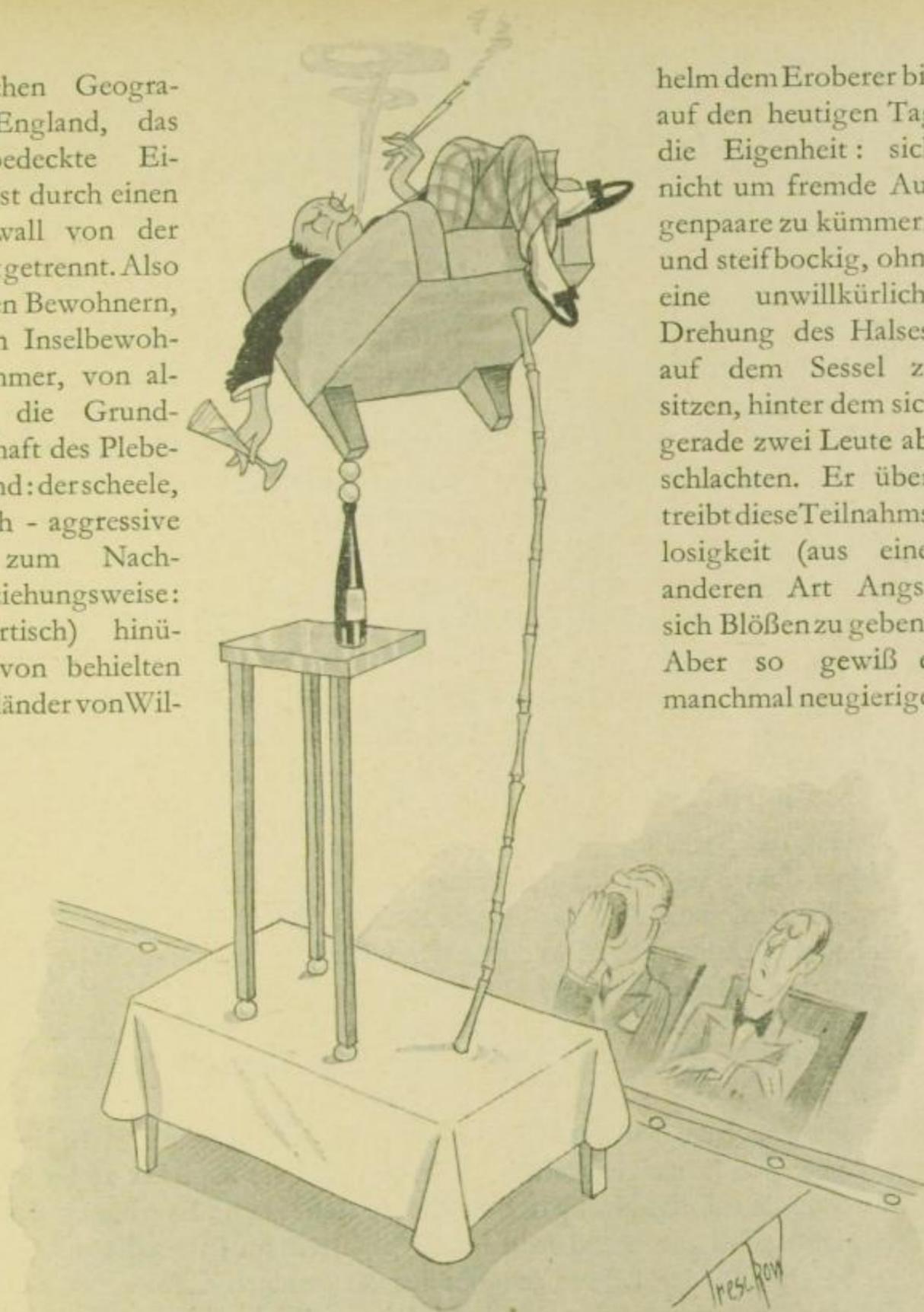
Es wäre aber ein Irrtum, zu glauben, daß gutes Benehmen ein Zeichen guter Rasse, guter Herkunft oder guter Sitten ist. Das Recht zur Auffälligkeit und die Pflicht zur Unauffälligkeit unterliegt jeweils einer Volksabstimmung. In einem der letzten „Querschnitt“-Hefte\*) waren zwei Lords abgebildet zu sehen, die, mit den Beinen auf der Brüstung, dem Verlauf des Derbys folgen. Was sagt der dressierte Mitteleuropäer zu einem solchen Anblick? Findet er das Betragen der beiden Herren unmöglich? Nein, er sagt: 's sind eben Lords! . . . Einen Menschen seinesgleichen würde er unter denselben Umständen durch einen Kellner auf die Ungehörigkeit aufmerksam machen lassen. Er nähme, nicht ganz mit falschem Instinkt, seine Zwanglosigkeit als anmaßenden Anspruch. Denn er weiß, daß eine Unbefangenheit, die sich dermaßen mit gutem Gewissen über die Blicke der Umwelt hinwegsetzt, entweder das Merkmal angeborener Privilegiertheit oder eine äußerste Errungenschaft ist. Wem soll er für das eine oder andere, für das Recht der Herkunft oder der Persönlichkeit, Kredit geben? Er entscheidet also: Auffälligkeit ist schlechtes Benehmen — ausgenommen den Fall, daß man der Prinz von Wales ist.

Bleibe freilich noch die Frage: Wann und wodurch ist man der Prinz von Wales? Dafür hat der Mann mit dem guten Benehmen nicht immer eine Nase. Da er sich selber fast von Gerichts wegen zur Unauffälligkeit verhalten fühlt und qualvoll um seine Sicherheit zu kämpfen hat, ist ihm Unbefangenheit beim Mitmenschen, sofern sie keine Geburts- oder Machtatteste erbringen kann, ein Greuel. Er empfindet sie nur als Überheblichkeit. Ob sie aber aus gutem Gewissen kommt, das ist ihm einerlei, im Gegenteil: gerade diese einzige Legitimation beleidigt ihn mehr als sie ihn beschwichtigt. Sonach richtet sich jeweils nach seinen ungefähren Gehör- und Gesichtseindrücken, ob er geneigt ist, eine Ausnahme gelten zu lassen. Und seine Entscheidung ist dann eine abgekürzte Volksabstimmung. „Wenn man brav ist, darf man alles“, sprach einmal eine alte Mutter zu ihrem Sohn. Genau so denkt die Gesellschaft. Sie hat nur ihre eigenen Begriffe vom Bravsein.

Der Mann, der ohne Schlechtes dabei zu denken und ohne die anderen damit zu ärgern, beim Derby seine Beine auf die Brüstung legt, wird übrigens nicht immer ein Lord sein; aber es wird meistens ein Engländer sein. Das Land, das die peinlichsten Statuten des gesellschaftlichen Anstands ersann, die Heimat des „shocking“, bringt nämlich merkwürdigerweise die meisten Exemplare jener Menschengattung hervor, in deren Janusgesicht sich Souveränität und Flegelei zu mischen scheinen. Das kommt erstens davon, daß die Engländer als geborene Konstitutionalisten auch in ihrem Betragen ein gleichmäßiges Bedürfnis nach Gesetzlichkeit wie nach Freiheit empfinden. Dann aber ist es eine Folge ihrer

\*) Heft 7, 1932.

glücklichen Geographie. England, das „ruhmbedeckte Eiland“, ist durch einen Wasserwall von der Umwelt getrennt. Also ist seinen Bewohnern, wie den Inselbewohnern immer, von altersher die Grundeigenschaft des Plebejers fremd: der scheele, ängstlich - aggressive Blick zum Nachbar (beziehungsweise: Nachbartisch) hinüber. Davon behielten die Engländer von Wil-



helm dem Eroberer bis auf den heutigen Tag die Eigenheit: sich nicht um fremde Augenpaare zu kümmern und steifbockig, ohne eine unwillkürliche Drehung des Halses, auf dem Sessel zu sitzen, hinter dem sich gerade zwei Leute abschlachten. Er übertreibt diese Teilnahmslosigkeit (aus einer anderen Art Angst, sich Blößen zu geben). Aber so gewiß er manchmal neugieriger

ist, als es den Anschein hat, so gewiß ist es ihm einerlei, was die anderen zu ihm sagen. Darin liegt sein Recht, die Beine auf die Brüstung zu legen — und im Entgegengesetzten eben die Pflicht des Normal-Europäers, sie wieder herunterzugeben, beziehungsweise im Speisewagen den Rock anzubehalten.

Nur wem es wirklich im Herzen gleichgültig ist, wie die Umwelt über ihn denkt, hat das Recht, sich von ihr zu unterscheiden. Und auch dieser nur unter der Voraussetzung, daß er dieses Recht gegebenenfalls mit Boxerfäusten gegen den Unwillen der Zeitgenossen durchsetzen kann.

# Wo ist schlechtes Benehmen am Platz?

Von

*Rudolf Arnheim*

Wer sich für schlechtes Benehmen einsetzt, für eine bestimmte Art von schlechtem Benehmen, tut es, um dem guten Benehmen einige neue Provinzen zu erobern und einige alte abzuzwacken. Was ist gutes Benehmen? Gewohnheitsregeln haben sich herausgebildet, in denen die Rechte des einen Menschen gegen die des andern praktisch ausbalanciert sind. Sie erleichtern das Leben, aber sie sind, verknöchert und ihres Sinnes beraubt, zugleich das Bollwerk der Dummheit, der Trägheit und der Lüge. Jeder Fortschritt pflegt daher etwas von schlechtem Benehmen an sich zu tragen, in gewissen Kreisen der Wissenschaft gelten Entdeckungen als Verstöße gegen den guten Ton, und Ruhe ist die erste Bürgerpflicht.

Während der Kriegszeit stand in unserer Klasse, wie in den übrigen, ein hölzerner Schild, der mit einem Adler bemalt war und in den die Schüler bar bezahlte Nägel zum Besten des Vaterlandes hineinzuhämmern hatten. Um im patriotischen Wettbewerb die übrigen Klassen zu überflügeln, hatte unser Ordinarius die Regelung getroffen, daß gegen fünfzig Pfennig in Nägeln ein Tadel aus dem Klassenbuch gestrichen wurde, so daß die Betragens-Zensuren der wohlhabenderen Schüler bald eine löbliche Tendenz zur Besserung zeigten. Noch heute scheint es mir nicht der inneren Berechtigung zu entbehren, daß eines Morgens der Adlerschild unter Donnergepolter den Korridor entlang und dem zum Unterricht herbeischreitenden Pädagogen derart zwischen die Beine rollte, daß dieser mit bestaubten Knien und zerstörtem Scheitel hinkend zum Direktor flüchtete.

Kinder beweisen den gesunden Sinn schlechten Benehmens. Indem sie die wünschenswerte Rücksicht vermissen lassen, sind sie zugleich von wünschenswerter Rücksichtslosigkeit. Später lernen sie das eine und verlernen das andere (denn Mama wird rot, wenn man in der Straßenbahn laut redet oder mit dem Finger zeigt, und der Lehrer schreibt ins Klassenbuch). Andernfalls wird ein Genie, ein Revolutionär oder ein Flegel daraus. Als der Dichter Grabbe in einer feinen Gesellschaft aus dem Kreise Immermanns in der Nähe von Düsseldorf spazierenging, rief er, während er einer der Damen den Hügel hinaufhalf: „Ich kriege die alte Kuh nicht hoch!“ Gleichlautend damit rief Cézanne, während er hastig seine Staffelei zusammenklappte, weil am Horizont seine hartnäckigste Verehrerin erschien, um ihm beim Landschaftsmalen zuzusehen: „La vieille vache qui vient!“ Beethoven war grob, und Max Liebermanns Aussprüche sind, soweit sie nicht gedruckt werden, von wünschenswerter Eindeutigkeit. Mata Hari und Anita Berber liefen zwischen vollbekleideten Menschen nackt herum, weil sie von einem dämonischen Drang nach Entblößung und Schamlosigkeit besessen waren.

Die kräftige Natur, die Eigenart einer Persönlichkeit paßt oft nicht zu den

Regeln der Normalmenschen; besucht aber eine gutbürgerliche Kunstgewerblerin im karierten Pullover eine Premiere des Deutschen Theaters, um „die Bürger zu ärgern“, so ist das ebenso unpassend, als wenn sie ihrem Freund öffentlich die Wangen tätschelt, weil man doch heute unbefangener sei. Nichts ist billiger, als durch unpassenden Aufzug zu bluffen. Man respektiere das Milieu. Zylinder und weiße Handschuhe sind gut, aber nicht für den Strandkorb, und eines schickt sich nicht für alle. Ich sah unter der Normaluhr einen Jüngling mit Einsatzschuhen und wattierten Schultern seiner Dame, auf die er gewartet hatte, die Hand küssen und sie dann mit der flachen Hand leicht aufs Gesäß klopfen, wie um anzu-



Werner Saul

— Was ist das für ein Benehmen, eine Dame anzustarren und sich nicht zu ihr zu setzen?!

deuten: „Na also, gehn wir!“ Gegen den Handkuß wie gegen den Schlag auf die Hinterhand wäre für sich nichts einzuwenden gewesen, aber durch die Verbindung von beidem machte eins das andere zu schlechtem Benehmen.

Schlechtes Benehmen muß berechtigt sein. Das Kind führt in der Schule einen heiligen Krieg gegen die unverdiente Macht respektunwürdiger Vorgesetzter. Mit Schwämmen, Papiergeschossen und Brummgeräuschen entlarvt es eine Würde, die ein Podium braucht, um Distanz zu bekommen. Die echte Würde hat Humor und verträgt Humor, und in den Gerichtssälen hat sich neuerdings herumgesprochen, daß die Würde des Vorsitzenden durch einen guten Witz nur gefördert wird. Es gibt plebejische Naturen, die auch vor echter Vornehmheit, echter Feierlichkeit und echtem Pathos ihren Minderwertigkeitskomplex in einem zwar wirkungsvollen, aber billigen Hohngelächter entladen müssen, aber andererseits ist auch der natürliche Mensch für nichts dankbarer, als wenn er die Feierlichkeit der Form mit Humor durchbrochen sieht. Was Friedrich August sagte, hätte auf der Straße kein Aufsehen erregt; erst von den Stufen des Thrones herab wirkte erfrischend unmanierlich, was ohne Szepter und Krone nur natürlich gewesen wäre. Aus Goethes Werk ist ein einziger Satz volkstümlich geworden, der von besonders schlechtem Benehmen zeugt und gerade innerhalb eines feierlichen Lebenswerks liebenswerten Reiz hat. Während Gerhart Hauptmann, als ihm an seinem Ehrentage die Medaille samt Kehrseite überreicht wurde, nicht das unpassende Wort gesprochen hat, das sein Volk von ihm erwarten durfte.

Betrachtet man sich unsere Politiker in der Wochenschau, hört man unseren

Rundfunkansagern zu, so erkennt man: verglichen mit ihren ausländischen Kollegen ist ihr Mangel ein Mangel an schlechtem Benehmen. Sie deklamieren vor ihren Landsleuten wie vor einem gefürchteten Schulrat. Während des amerikanischen Wahlkampfes, der übrigens jeden der beiden Kandidaten mit einem riesenhaften Spielzeugtier als Wahrzeichen versah, hielt der Cowboy Will Rogers komische Propagandareden vor dem Mikrofon. Roosevelt stand dabei, hielt sich die Seiten vor Lachen und gewann trotzdem. Die Männer unserer Öffentlichkeit verstehen es nicht, durch die kleinen Unarten der Ungezwungenheit fröhliche Gesichter und gutwillige Zuhörer zu schaffen, sie halten noch beim Kommandieren und Kommandiertwerden, obwohl doch viele kleine Anzeichen, beispielsweise die Bevorzugung unfolgsamer Hunderassen wie der drahthaarigen Terrier, anzeigen, daß der Geschmack am Autoritären im Schwinden begriffen ist, mindestens bei den Hundebesitzern.

Sich gut benehmen heißt Rücksicht nehmen. Aber im Vertrauen hierauf benehmen sich viele Leute schlecht. Vor einem grauen Haupte sollst du aufstehen; rauscht aber eine dicke Dame in den Untergrundbahnwagen, laut stöhnend über die Unhöflichkeit der heutigen Jugend, so ist es selbstverständliche Pflicht eines gebildeten jungen Mannes, ihr seinen Platz nicht anzubieten. Ebenso soll man Leuten, die im Vertrauen auf die Wohlerzogenheit ihrer Gesprächspartner, unter der Devise: „Ich möchte noch etwas Prinzipielles sagen“, die Redezeit ungebührlich überschreiten, kräftig über den Mund fahren. Ich verliebte mich in ein Mädchen, das in einer Gesellschaft schweigend von ihrem Stuhl aufstand und einen Witze erzählenden Herrn ohrfeigte.

Denn die Vorschrift, man möge kein peinliches Aufsehen erregen, erfordert unbedingt Ausnahmen. Zwar entspringt die amerikanische Sitte, daß jedermann am gleichen Tag den gleichen Strohhut aufsetzt, dem gesunden Gefühl, daß, wenn man schon mittelmäßig ist, man sich auch mittelmäßig zu benehmen habe, — und der provokante Schlapphut des Bohemiens ist uns ein Greuel geworden. Aber es gibt Leute, die, um keinen Lärm zu machen, um sich nicht in fremde Angelegenheiten zu mischen, vorbeigehen, wenn ein Pferd gepeitscht wird, und im Kino nicht pfeifen, wenn es nötig wäre. Es gibt wohlerzogene junge Männer, die ihrer langjährigen Freundin verschweigen, daß sie sie nicht zu heiraten wünschen; weil sie ihr Kummer ersparen, weil sie unfeine Schreckensszenen vermeiden wollen und weil die Wände heutzutage so dünn sind. Sie schieben die Erklärung auf, das Mädchen magert ab, widmet sich in finsterem Eifer einem Beruf und verpaßt den Anschluß. Es gibt Haushalte, in denen gutes Benehmen das Eheleben ersetzt. Eine Frau mit einem so eiskalten Blick, daß, wenn sie eine Blume ansah, das Wasser in der Vase gefror, pflegte ihren Mann mit ebendiesen Blicken anzusehen und ihn in einem Ton „Herzschatz“ zu nennen, der das Schlimmste befürchten ließ. Es gibt Mädchen, die um ihr Lebensglück kommen, weil sie es für unanständig halten, einen Mann ihre Zärtlichkeit merken zu lassen. Es gibt Leute, die, wenn sie von Unruhen im Arbeiterviertel lesen, die Nase rümpfen über solche Verstöße gegen Anstand, Ruhe und Ordnung. So dient gutes Benehmen häufig der Beschränktheit und der Feigheit, der Dummheit und der Lüge. So ist schlechtes Benehmen häufig am Platz. Die Revolution beispielsweise, darüber sind sich alle Parteien einig, ist das beste Beispiel für schlechtes Benehmen.



Gustave Doré, Haartrachten unter Ludwig XVI.



Gustave Doré, Der Dandy in der Sommerfrische (Litographien)

*Zärtlichkeiten*



Photos Seidenstücker



Pfarrer und Diabolo (England)

International Graphic Press



Leichenbegängnis (Holland)

Leichenbegängnis (Holland)

# Wie benimmt man sich bei einem Leichenbegängnis?

Von

\* \* \*

Die Komik eines Leichenbegängnisses durch die Vergegenwärtigung zu überwinden, daß man den in Gott Dahingeschiedenen nie mehr hören und sehen, keine Briefe mit ihm tauschen, keine Nachricht über ihn empfangen, kurz daß man sein Nicht-Sein, das bisher für kurze Augenblicke einer vermeintlichen oder wirklichen Beziehung zu ihm manchmal aussetzte, nunmehr als endgültig hinzunehmen hat, ist eine der schwersten Aufgaben für die Leidtragenden.

Ein Mann, der den Krieg mitmachte, erzählte mir einmal von einem grauenvollen Erlebnis: jemand wollte in einem geschlossenen Saal vor Sachverständigen seine neue Erfindung, eine Art Flugmaschine ohne Propeller, vorführen. Er nahm nach langen Erläuterungen und Vorbereitungen am Steuer Platz, kommandierte sich mit einer gleichsam feschen Gebärde „Los!“. In der gleichen Sekunde klebte er, mitsamt seinem Vehikel zu Papier gedrückt, an der Wand. Sein sterbendes Ohr aber nahm eine Lachsalve ins Jenseits hinüber. Die Umstehenden konnten sich, so entsetzenerregend der Anblick war, nicht bemeistern; der Gegensatz zwischen Geste und Knall, die Promptheit, mit der sich ein umständlicher Akt selber erledigte, wirkte auf sie so unwiderstehlich, daß ihre Erschütterung in Gelächter erstickte.

Daraus schiene zunächst der Schopenhauersche Schluß gegeben, daß uns das Komische ursprünglicher angeht als das Tragische. In Wahrheit beweist es seine fatale Gleichzeitigkeit. Jeder Vorgang zerfällt eben in Zeremoniell und Inhalt, und davon wirkt das eine ganz anders als das andere; jenes auf die Sinne, dieses aufs Gefühl. Sintemalen sich die beiden also zueinander verhalten wie Protokoll und Chronik in uns, ist jeder Mensch davon freizusprechen, daß er sich so oft gerade dort das Lachen verbeißen muß, wo er von Rechts wegen weinen sollte.

Die Frage für unseren Fall lautet, wie dies (was man „die Würde des Ortes bewahren“ nennt) bei Leichenbegängnissen am schicklichsten vor sich gehen mag. Es gibt Menschen, die sich aus der Schlinge, die die Optik ihrer Anteilnahme legt, am leichtesten durch die Vorstellung ziehen: sie selber seien der viel Beklagte, der jetzt in die Grube versenkt wird. Wenn diese Selbstbemitleidung von den Posaunen und Tschinellen eines Beerdigungs-Orchesters und womöglich in den Klängen des Beethovenschen Trauermarsches begleitet wird, kann es an Beileidstränen gewiß nicht fehlen. Doch schön und des Christengeistes würdig ist dieser Umweg nicht. Gibt es nicht viel erschütterndere Bilder, an die sich die schwarz in schwarz gekitzelte Lachlust klammern kann: etwa der Gedanke, wie bald der Trauerredner dem Bestatteten ins Grab folgen wird, oder: wie arm die Leichenträger mit ihren roten Nasen und feierlichen Gewändern aussehen, oder sogar

der Gedanke an das eigene Überleben, mit dem flüchtigen Gruß nach den Worten hin, die der Seelsorger in der Anekdote zu dem im Wagen auf den Hinrichtungsplatz geführten Delinquenten spricht: „Sie haben es gut — aber ich muß in dem Wetter noch zurückfahren!“? Oder — wenn angesichts der stumm apportierten Bewegung im Antlitz der anderen und infolge ihrer übertriebenen Gefäßtheit nichts dergleichen zur Hervorbringung umflorter Augen ausreichen will — wenigstens der Blick auf die nächsten Hinterbliebenen, die hier unbarmherzig auf die Echtheit und Heftigkeit ihres Schmerzes überprüft werden?!

Von einer (der gangbarsten) Methode, die Haltung zu bewahren, ist in jedem Fall dringend abzuraten: davon nämlich, daß man sich mit aller Kraft des Gemüts mit dem Verstorbenen selber in Verbindung zu setzen, die Erinnerung an ihn so lebendig und gesammelt wie nur möglich herbeizuzwingen sucht. Dieser Versuch ist zwar naheliegend, aber am verfehltesten und, wenn man das sagen darf: dem Orte am unangenehmsten. Das Gefühl des Menschen hat nun einmal die Eigentümlichkeit — siehe die Lehre von den Zwangsvorstellungen —, auf äußeren Anruf zu blicken. Infolgedessen ist dem Gesicht des Trauergastes, der den Grabhügel zum Podest seines In-sich-verlorenseins erwählt hat, bloß ein krampfhaftes Exerzitium aufgemalt, nicht die Trauer. Dies aber wiederum stört nur den anderen die Stimmung.

Man beachte dazu das Bild von der kürzlich erfolgten Bekrängung des Spinoza-Grabes in Amsterdam (Nr. 10, Oktober 1932, dieser Zeitschrift). Die Honoratioren, die zur Gedenkfeier für den Philosophen ausgerückt sind, lachen da ganz ungehemmt und aus vollem Hals. Warum? Weil der Pantheismus etwa in konsequenter Beherrschung Lachen statt Weinen als Ausdruck des Allverbundenseins vorschreibt? Nein, sie lachen offensichtlich über den späten Nachkommen Spinozas, der hier vor ihnen an der Gruft steht und mit so saurer, Erinnerungen aufwühlender Schmerzlichkeit auf die Steinplatte blickt, als sei ihm nicht vor dreihundert Jahren der Ahnherr, sondern gestern abend der Vater gestorben. Man sieht daraus die Gefährlichkeit konzentrierter Wehmut an Gräbern, die einen nichts angehen. Die Frage nach dem würdigen Betragen bei Leichenbegängnissen hat eben nicht von dem Standpunkt aus beantwortet zu werden, was uns der Tote, sondern was ihm unsere Trauer ist.



Boris

# MARGINALIEN

## Die neue Herrenmode Ein Brevier für den Herrn

Von Friedrich Karinthy

Die neuen *Winterfarben* sind hauptsächlich dunkel: graue und braune Stoffe stehen in allen Schattierungen in Front.

Für den *Vormittag* wird der schlankmachende Einreihler dem doppelseitigen Sakko vorgezogen. Dazu empfiehlt sich ein Umlegkragen mit einer farbigen Schleife und Boxcalfschuhe.

Zum *Smoking*, zu dem neuerdings auch die weiße Piqué-Weste erlaubt ist, wählt man eine schwarze Schmetterlingsschleife, Lackhalbschuhe und ein weißseidenes Taschentuch. Zum Frackanzug eine weiße Piqué-Weste, eine weiße Batistbinde, im Hemd Perlen, an den Füßen Pumps.

Für den *Nachmittag* genügt ein dunkler Sakko. Einen Grad vornehmer ist der schwarze Sakko und dazu ein hellgrau gestreiftes Beinkleid.

Die Zuschauer bei den *Rennen* tragen den grauen Rockanzug, mit der grauen Melone. Als Überhülle empfiehlt sich ein sandfarbener Covercoat.

*Touristen-Anzüge* zeigen Sportjacken mit großen aufgesetzten Taschen und Knickerbockers. Der Sportanzug erheischt die Tellermütze.

Zu *Ballfesten* und Abendveranstaltungen ist der Chapeau Claque mit weißen Glacéhandschuhen das Korrekteste.

*Wäsche*: in sich gemustertes, leichtes Poplin, in einem gearbeitet.

*Haartracht*: seitlich gescheitelt, glatt.

*Körperhaltung*: leicht, von etwas salopper Eleganz, dabei elastisch, „sportlich“. Der Gang: aufrecht, die Zehen etwas nach außen gedreht, à la Novarro.

*Lächeln*: Vorgesetzten und Gleichgestellten gegenüber nach beiden Seiten einen bis anderthalb Zentimeter breit, Mundwinkel nach oben verzogen. Nach-

gesetzten gegenüber einen halben Zentimeter breit, jedoch nur nach rechts, Mundwinkel nach unten verzogen, wohlwollend, aber zurückhaltend.

*Hutlülpfen*: Politischen Gegnern gegenüber um einen halben Zentimeter kürzer, übrigens so, wie in der vergangenen Saison.

*Blick*: ziemlich scharf geschnitten, gerade, oben und unten eingefäßt,



Garretto

warm, mit grau oder blau getönter Zuvorkommenheit. In Vororten ist er über die Köpfe hinwegschweifend, in öffentlichen Gebäuden und Ministerien durchdringend, ausdrucksvoll, entzückt. — In der Liebe bleibt er etwas verschleiert, die Augenbrauen sind ein wenig hochgezogen und haben eine vorwiegend fallende Fassung. Dazu ein Seufzer — nicht zu tief, aus der Kehle.

*Handhaltung:* nach innen gedrehte Handflächen.

*Stimme:* lebhaft, stakkato, mitunter mit dunkleren Schattierungen. Für den Nachmittag etwas heiser, mit zerstreutem Stocken („Was wollte ich nur sagen“, usw.), um anzudeuten, daß man weit wichtigere Angelegenheiten und Gedanken hätte und nur aus Höflichkeit seinen Mund wetzt — es möge sich darauf niemand was einbilden. Bei Wutausbrüchen und heftigen Auseinandersetzungen wird die Stimme schärfer, auch sind die Nebengeräusche etwas schriller, wobei die Nasenflügel gedehnt sind und ein Auge geschlossen wird. (Das Hilfswort „nicht wahr?“ darf in einem Satz höchstens dreimal vorkommen.)

*Das Interesse:* sportlich, nicht übertrieben, zurückhaltend. Etwas Literatur, möglichst schief über das linke Ohr aufgesetzt.

*Frauen gegenüber:* über den Ehegatten nur wenig, höflich, mit zartem Mitleid eingefaßt — ungefähr so, wie man sich nach dem Personal erkundigt, rasch, auf ein anderes Thema übergreifend.

Ferner werden in diesem Winter folgende *Meinungen* in Mode sein:

In der Politik ein halbliberales Dunkelgrau, mit diskreten, demokratischen Streifen. Vornehm wirkt auch die Sorge wegen der Abrüstungskonferenz. An der rechten Seitenpartie der Meinung leicht abgerundete Rassenfragen.

In der Literatur steht eine aus weichen, schmiegsamen Stoffen gearbeitete Romantik in Front, mit einem leichten, surrealistischen Einschlag. Tolstoi wird in diesem Jahr wieder modern sein, mit einem leicht glockig fallenden Gide, und dazu ein tiefausgeschnittener Thomas

Mann, unten lose geschlungen. Ein wenig Ludwig — letzterer ist aber nicht unbedingt erforderlich. Wells kann nur in Verbindung mit Galsworthy gelobt werden. Der sogenannte Shaw steht in diesem Jahr nicht so stark in der Gunst der Herrenwelt, obwohl er in der warmen Jahreszeit vielfach getragen wurde.

Über das Ziel des Lebens wird recht wenig gegrübelt werden. Falls doch, dann aphoristisch. Über Frauen eng, bis zu den Knöcheln reichend, mit scharfen Bügelfalten, in einigen kurz gefaßten Sätzen.

Über sich selbst wird eine zurückhaltende, vorsichtige Meinung das modisch Richtige sei. Besondere Pläne oder Entschlüsse, weltverbessernde Ideen und ähnliches sind durchaus verpönt — was für eine Meinung oder Überzeugung wir in einer bestimmten Frage auch haben sollten, unsere Gedanken gehen der Frage nie ganz auf den Grund, sondern bleiben mit einem kleinen Wort-Ornament bei der nächstliegenden Antwort stehen, die aus jedem beliebigen Material gearbeitet sein kann, es kommt vor allem darauf an, daß sie dauerhaft sei. Dementsprechende Absichten, nur für den eigenen Gebrauch, werden aus demselben Stoff gearbeitet.

Zu geldverdienenden, gelderwerbenden Absichten wirkt ein weißer Nessel mit schwarzen Streifen immer elegant.

Für den Fall eines Mißerfolges trägt man einen schwarzen Anzug, mit Umlegkragen, und dazu seitlich, an der Schläfe ein kleines, rotes Loch.

Für den Fall eines Erfolges wirkt ein naiver Blick sehr apart, als wäre man vom Ganzen nicht im geringsten berührt.

Was unsere Damen in diesem Winter tragen werden, darüber nächstens.

Als Vorschau sei bemerkt: Kinder auf keinen Fall.

(Deutsch von Gisela Klopstock)

## 2 Hoßhaarmatratzen

wegen Auflösung meiner Verlobung billig zu verk. N. n. in Gebrauch geh. Off. unter B. 282 an den Tagbl.-Berl. (Wiesbadener Tageblatt)

## Die Geheimsprache

Es ist der besondere Reiz eines gesellschaftlichen Kreises, wenn man ohne viel Worte verstanden wird. Das soll nicht heißen, daß es ein wünschenswerter Zustand ist, wenn jeder sein Sprüchlein hat, das schon bekannt ist, bevor er den Mund auftut. Der Gedanke soll hinüber- oder herüberspringen wie ein elektrischer Funke. Er soll beim Geber wie beim Nehmer ein köstliches Vergnügen schaffen, welches man heutzutage mit einem oft als klobig verlachten, aber doch wunderbar bezeichnenden Wort „sublimierte Erotik“ benennt.

Die Mitglieder des Kreises sind einander durch dieses Vergnügen verbunden. Du wirst den einzelnen vielleicht vergebens fragen, ob er die Existenzform des anderen gutheißt oder ob er etwas wie Freundschaft für ihn empfinde. Ein solcher Kreis wird exklusiv sein, ohne eine Schranke um sich aufbauen zu müssen. Exklusivität folgt aus der inneren Form seiner Wesenheit. Die Außenstehenden konstatieren dann einfach das Vorhandensein einer Geheimsprache und wenden sich enttäuscht ab. Manchmal mit mehr, manchmal auch mit weniger Respekt. Denn der Gedankenaustausch in der sogenannten Geheimsprache kann sich auch in einer verkürzten Form und mit Gedankenmaterial abspielen, die beide jener geistigen Weihe entbehren, durch

die diese Art von Geselligkeit dem Vorwurf der Unfruchtbarkeit entrückt wird.

Wehe aber, wenn einer, der nur äußere Schranken wahrnehmen kann — mag er da auch so sensibel sein, daß er noch nie in eine Gesellschaft eingedrungen ist, die ihn seine Unerwünschtheit nur durch die leiseste Andeutung hat fühlen lassen —, den Ring durchbricht und blind für die Schwierigkeiten, die mehr als formal-gesellschaftlicher Natur sind, plötzlich mitten im geschlossenen Kreise sitzt. Wenn er zwar die Geheimsprache durch Verstand rasch verstehen lernt, aber an der fortdauernden Freude der geistigen Zeugungsakte weder teilnehmen will noch teilnehmen kann. Wenn er den Gedanken auswalkt und das Wort wieder zu dem macht, was es nach seiner eigenen flachen Meinung ursprünglich war, zur reinen Form der Mitteilung, und wenn er sich schon durch die Materie des Gebotenen auf seine Rechnung gekommen erachtet, ohne auf die Zubereitung Wert zu legen.

Es wird ihnen keine genügende Entschädigung sein, wenn er das Sachliche ihres Gespräches durch noch so viele an sich schätzenswerte Beiträge bereichern wird. Er wird den Mitgliedern des Kreises zur traurigen Quelle des Lustverlustes werden. *Gustav Grüner*

KURHOTEL

**MONTE VERITA BEI ASCONA**  
**SCHWEIZ**

REDUZIERTE PREISE • PENSION AB RM 11.— • GOLF,  
SONNENBÄDER, STRAHLENDE WINTERSONNE • DIÄTKÜCHE  
PROSPEKTE AUF ANFRAGE

## Fragekasten des Querschnitts

**Frage 375:** Ich behalte gern nach dem Essen eine Weile den Zahnstocher zwischen den Zähnen, weil es sich beim Reden hübsch macht. Nun gibt es einige Bekannte von mir, die daran Anstoß nehmen. Wer hat recht?

**Antwort:** Ohne Zweifel Sie. Es ist Sache der Umstehenden, sich bei einem Gespräch mit Ihnen vorzusehen, daß der Zahnstocher ihnen nicht ins Gesicht piekt.

**Frage 376:** Mein Freund will heiraten. Er hat meine Braut bewogen, ihm zum Traualtar zu folgen. Schickt es sich, daß ich als Trauzeuge mitgehe?

**Antwort:** Wenn Ihr Freund Ihnen aus ehrlicher Gesinnung die Braut abspenstig gemacht hat, müssen Sie zunächst versuchen, ihn mit sanften Worten auf das Ungebührliche seines Tuns aufmerksam zu machen. Fruchten diese Vorstellungen etwas, so bleibt Ihnen noch immer genügend Zeit, Ihre Braut zu dem unüberlegten Schritt zu ermuntern. In diesem Fall, d. h. wenn die Vermählung Ihres Freundes mit Ihrem Einverständnis stattfindet, wird Ihr Erscheinen bei der Trauung als böse Absicht ausgelegt werden können. Dagegen ist im andern Fall natürlich nichts dagegen einzuwenden.

**Frage 377:** Ich bin im Gedränge einer Dame auf den Schuh getreten, ohne mich zu entschuldigen. Vom Gatten zur Rede gestellt, habe ich mich dazu hinreißen lassen, ihm ein paar Ohrfeigen zu versetzen. Hat sich die Dame richtig benommen?

**Antwort:** Sie fühlen richtig, daß es Pflicht der Dame war, zu tun, als wäre es ihr Gatte gewesen, der ihr auf den Schuh trat und Sie zu seiner Züchtigung aufzufordern. Da sie es unterließ, kann man Ihnen keinen Vorwurf daraus machen, daß Sie es unaufgefordert getan haben.

**Frage 378:** Ich bin seit siebzehn Jahren verlobt. In drei Wochen soll die Hochzeit stattfinden. Nur ungern wage ich es, den Eltern meiner Braut zu gestehen, daß es zwischen uns bereits zu Zärtlichkeiten gekommen ist. Was raten Sie mir?

**Antwort:** Sie können das Mädels mit gutem Gewissen nicht ins Unglück stürzen. Andererseits kann man von einem Mann von Welt nicht verlangen, daß er seinen Schwiegereltern eine Eröffnung macht, die als Heiratshindernis von seiner Seite ernstlich in Betracht gezogen werden könnte. Es bleibt nichts übrig, als daß sich Ihre Braut selber zu dem wagnisreichen Schritt entschließt und die Eltern schonend darauf vorbereitet, was sich vor siebzehn Jahren bei einiger Unvorsichtigkeit hätte ereignet haben können. Eltern haben für sowas immer Verständnis.

**Frage 379:** Wenn die Frau vor dem Mann ein Lokal betritt, das dieser nicht besuchen will, hat er ihr voranzugehen?

**Antwort:** Hat das Lokal keine Drehtüre, so bleibt der Mann draußen stehen und wartet, bis die Frau zurückkommt. Im andern Fall gehen sie nebeneinander, am besten in der Drehtür eingehängt, hinein. Der überlebende Teil hat den Vortritt.

**Frage 380:** Ich bin öfters in größerer Gesellschaft bei einem befreundeten Ehepaar zum Abendbrot eingeladen. Beim Weggehen bemerke ich jedesmal auf einem kleinen Tischchen neben dem Kleiderhaken einen Teller, in dem die Gäste ein paar Geldstücke hinterlassen haben. Nun begrüße ich diese Einladungen manchmal gerade deshalb, weil ich damit eine Mark fürs Abendbrot erspare. Lege ich also die erwünschte Münze auf den Teller, so fiele der Zweck meines Besuches in nichts zusammen; unterlasse ich aber die Zahlung, so kann ich leicht in den Ruf der Schmutzerei kommen — was soll ich tun?

**Antwort:** Der Eingeladene soll das Geld womöglich auf dem Teller liegenlassen; es gehört der Hausfrau. Im übrigen richtet sich die Beantwortung der Frage in der Regel nach der Zubereitung der Speisen. Hat man gut gegessen, so hebt man eine Münze vom Teller und läßt sie klingend zurückfallen; war das Essen schlecht, so hat man noch immer hinreichend Zeit, sie bei sich zu behalten.

**Frage 381:** Ich habe unlängst von einer Bekannten zu meinem Geburtstag ein kostbares Tafelservice als Geschenk erhalten. Nun trifft es sich, daß diese Bekannte ebenfalls in ein paar Tagen Geburtstag feiert, ich zögere aber, mich zu revanchieren. Was befiehlt in diesem Fall der Anstand?

**Antwort:** Die vorherige Absendung von Briefen ordinären oder gehässigen Inhalts an die Bekannte scheint nicht angezeigt. Sie wären damit zwar jeder Schenkungspflicht enthoben, Ihr Charakter wäre aber mit einem Schatten behaftet. Das beste bleibt eine kühle, aber entschiedene Anfrage, ob Ihre Bekannte mit den über Sie in Umlauf gesetzten Gerüchten etwas zu tun hat. Bei Verneinung der Frage können Sie noch immer rechtzeitig den Verkehr abbrechen.

**Frage 382:** Soll der Bräutigam, der mit seiner Braut zugleich verhaftet wurde, zur Rechten oder Linken des Polizisten gehen?

**Antwort:** Wenn die Eltern der Braut zu der Verlobung ihre Zustimmung erteilt haben, läßt er die Verhaftete natürlich rechts gehen. Im übrigen sind die Vorschriften hierfür in neuerer Zeit nicht mehr so streng; auch wird im einzelnen Fall maßgebend sein, ob dem Brautpaar Handschellen angelegt wurden.

**Nur für Fortgeschrittene.** Tristan Bernard wurde einmal aus der Enge eines zu gut besetzten Pariser Untergrundbahnzuges von seinem Hintermann mit soviel Energie hinausgedrängt, daß der Dichter in liegender Haltung auf dem Perron anlangte. Würdevoll erhob er sich, strich sich den Bart und sagte zu seinem Bedränger, der keinerlei Anstalten gemacht hatte, ihm aufzuhelfen: „Mein Herr, die Gesetze des Anstandes verlangen, daß man sich zum mindesten entschuldigt.“

„Von Ihnen, mein Herr“, brauste der also Angeredete auf, „von Ihnen werde ich mich die Gesetze des Anstandes gewißlich nicht lehren lassen!“

„Oh, in der Tat, mein Herr, ich muß Ihnen für die Aufklärung dankbar sein, ich befand mich tatsächlich in diesem Irrwahn; aber es ist Ihnen gelungen, mich aufzuklären . . . *Elementarunterricht* — nein, nein, Elementarunterricht kann ich nicht erteilen, dazu fehlt mir die staatliche Erlaubnis.“

**Aus dem Wilnaer Katechismus.**

In dem russischen amtlichen Katechismus von 1852 kommt wörtlich folgende Stelle vor: „Was sind wir dem Zaren schuldig?“

Antwort: „Göttliche Verehrung, Gehorsam, Bezahlung der Steuern, Kriegsdienst, Liebe, Gebet, leidenden, vollkommenen und unbegrenzten Gehorsam in jeder Beziehung, strenge Ausführung seiner Befehle ohne Prüfung, alles zu tun, was er befiehlt, ohne zu murren!“

Frage: „Welche Beispiele bekräftigen diese Lehre?“

Antwort: „Das Beispiel Jesu Christi selbst, welcher lebte und starb als Untertan des römischen Kaisers und sich ehrerbietig dem Ukas unterwarf, der ihn zum Tode verurteilte. Wir haben ferner das Beispiel der Apostel, welche die Obrigkeit liebten, geduldig den Kerker ertrugen nach dem Willen der Kaiser und sich nicht gleich Missetätern und Verrätern empörten. Wir müssen also ihr Beispiel befolgen, dulden und schweigen.“

H. D.

**Zum Novemberheft 1932.** Auf dem Bild neben Seite 816 (Probe zu den Breslauer Festspielen 1913) ist nicht Frau Leopoldine Konstantin dargestellt, sondern Frau Anna Hoesch-Feldhammer, die bei den Festspielen die Kriegsfurie verkörperte.



## Spanischer Knigge 1933

### *Agonie, in Fällen von*

Daß der Tod eine ernste Sache ist, weiß der Sterbende selbst. Man äußert seine Feinsinnigkeit dadurch, daß man den Betreffenden aufzuheitern sucht, ihm den Abgang gewissermaßen erleichtert. An ein Sterbebett tritt man lächelnd und ruft, z. B., aus: „Na, altes Huhn; in den letzten Zügen, was?!“

### *Braut, die schamhafte*

Die Braut schlägt nicht mehr in allen Fällen die Augen nieder. Um Zweifeln zu entgehen, zieht man enge Schuhe an, die einen schmerzreichen Zug um den Mund verleihen; der pariert alles.

### *Erziehung, etwas über*

Das Kleinchen gewöhne man rechtzeitig an den Gebrauch des Messers. Man lasse es sich darin üben, mit dem (ungefährlichen) Obstmesser mürbe Kekse zu durchbohren, damit sie ihm nicht bersten, wenn es als Erwachsener hierzu das große Messer benutzen soll.

### *Five o'clock tea, beim*

Wenn man den Nagel des kleinen Fingers zum Ohrlöffel auswachsen ließ, so spreizt man ihn selten über die Augenhöhe des Nachbarn hinaus.

### *Glacéhandschuhe, weiße lange*

Sie bleiben natürlich immer elegant. Wenn man indessen mit einem Handkuß am selben Tag rechnen muß, empfiehlt es sich, sie beim Genuß von Käse- und Ölsardinenbrötchen zeitweilig abzulegen.

### *Krankenbesuch, der*

Kranken gegenüber soll man wahre Freundschaft beweisen. Man warnt den im Bett Liegenden vor Unvorsichtigkeiten, indem man ihm die Todesfälle aufzählt, in die seine Krankheit während der vergangenen Woche ausliefen.

### *Liebesbrief, der, der Verlobten*

Wir sind nicht mehr in der Zeit unserer Großmütter. In Liebesbriefen ist es ratsam, etwas kühner zu werden. Wenn man, sagen wir, vier bis fünf Jahre verlobt ist, erscheint es geboten, in versteckter Weise auf den einen oder anderen Reiz hinzuweisen. Zum Beispiel auf den Busen. Ist aber das peinliche Wort einmal gefallen, so fährt man in betont geschäftsmäßiger Weise fort: „... und erbebt derselbe jedesmal ...“

### *Matrone, das Betragen der*

Gegen 50 stelle man das Wackeln mit dem Hinterteil ein. Die Tochter will auch.

### *Mutter, die junge*

Im Theater wartet man mit dem Säugen nicht bis zur Pause. Schon das Schmatzen des Babys in der Dunkelheit genügt, um die Aufmerksamkeit der Männer auf sich zu lenken.

### *Schnupfen, bei*

Es gibt heutzutage hübsche Taschentücher, die nicht zu teuer sind. Auf die Dauer ist es eleganter, sie zu benutzen, als sich in das Stück Papier zu schneuzen, welches man zum Schutz in das seidene Taschentuch legte.

### *Symphoniekonzert, im*

Im Symphoniekonzert singt man oder zupft auf dem Gummichen der Pralinenschachtel nur die vorgetragene Melodie mit — keinen sonstigen Schlager.

### *Tänzerin, die echte, spanische*

Ehe die Tänzerin ins Ausland reist, muß sie sich ein Tamburin kaufen. Es wird ihr merkwürdig vorkommen, aber im Ausland erwartet man dieses Instrument von ihr.

### *Vortrag, im*

Beginnt das Baby im Vortrag über die Geschichte der antiken Philosophie zu schreien, so trage man es noch nicht sogleich hinaus, denn es kann sich beruhigen. Erst wenn der Vortragende sein eigenes Wort nicht mehr versteht, dann.

### *Zahnstocher, die Aufbewahrung des*

Von der Sitte, den Zahnstocher für verspätete Fälle im Mundwinkel oder hinterm Ohr zu tragen, kommt man mehr und mehr ab. Es empfiehlt sich, ihn dezent ins Knopfloch zu schieben.

### *Zivilehe, die Frau in der neuen*

Aufgefordert, das Jawort zu geben, streicht man sich sinnend eine Weile über Stirn und Schläfe. Es ist Sache der Frau von Geist, sich in solchen Dingen zerstreut zu zeigen.

*Máximo José Kahn*

*Sittenbilder von Albert Guillaume*



Die Zuspätkommenden



Der Kampf um die Garderobe

der Kampf um die Garderobe



Der Kampf um den Platz



Die Tochter des Hauses trägt vor

## Wie wird man Engländer?

Nein, der Regenschirm allein genügt nicht.

Seitdem deutsche Blätter den Prinzen von Wales bei Militärparaden mit dem Regenschirm zeigten, und auch der jüngste deutsche Stift den Regenschirm als unabkömmliches Requisit seines angestrebten Engländertums betrachtet, hat der zusammengerollte Schirm aufgehört, die englische Visitenkarte zu ersetzen. Auch mit dem Scheitel in der Mitte ist es nicht getan; denn er ist amerikanisch und nicht englisch. Wie Kaugummi; wie „O. K.“, das, trotz Hollywood, auf englisch noch immer „all right“ heißt. Abendliches Ausgehen im Frack, Zylinder (und keinesfalls Melone) zum Smoking und Cut, tagsüber nie anders als mit der Zeitung in der Hand auf der Straße zu erscheinen, sind weiter nichts als oberflächliche Moden, die unschwer nachzuahmen sind. Zum Glück gibt es aber auch Leidenschaften, die vom Wandel der Mode unberührt bleiben, im Wesen des Engländer tief schlummern, und das englische Etikett unzweifelhaft auf ihre Jünglingsstirn kleben werden.

Vor allem:

*Rockärmel als Tasche.*

Nicht für Zigarettenetui, Schlüssel, Brieftasche. Lediglich fürs Taschentuch. Die gleiche Faulheit, die König Edward veranlaßte, die bei Regenwetter hochgeschlagenen Hosen nicht wieder runterzukrempeln, dadurch die Mode des Hosenumschlags schaffend, dieselbe Faulheit, zu nationalen Ausmaßen gesteigert, hat auch die Tasche im Rockärmel geschaffen. Das Taschentuch wird nicht in einer Tasche getragen, die zu erreichen ein „anstrengender“ Griff vonnöten ist, sondern man schiebt es in den Ärmel, zwischen Hemd- und Rockmanschette, was bei altersschwachen Anzügen und nicht ganz einwandfreien Hemden besonders erfreulich ist.

Appetitlicher ist:

*Der Ring am kleinen Finger.*

Um Gottes willen: keinen Ring mit Edelsteinen, junger Mann. Keinen jener „männlichen“ Ringe mit einem Diamanten und zwei bunten Steinen, die in Deutschland als erstes Wahrzeichen von

Wohlstand und Erwachsenenheit auf Männerhänden erscheinen. Als Engländer dürfen Sie Steine überhaupt nicht tragen. In Frage kommt nur ein goldener Siegelring mit dem Wappen. So Sie noch kein eigenes haben (was Sie indessen als echter Brite besitzen sollten), müssen Sie sich eben adeln lassen. Hauptsache ist jedoch, daß der unauffällige Ring nicht auf dem Ringfinger, sondern nur und allein auf dem kleinen Finger getragen wird. Darüber hinaus darf kein zweiter Ring Ihre Männerhand entstellen.

Das dritte dieser ersten drei Fundamentalgesetze, an denen man ihr reinblütiges Britentum erkennen wird, heißt:

*Salz.*

Noch ehe Sie bei der Mahlzeit eine Speise versucht haben, tun Sie Salz auf den Rand des Tellers: ein kleines Häuflein Salz. Dies ist nicht Ausdruck Ihres Aberglaubens, sondern Ihrer Kenntnis heimatlicher Kochkünste. Da die Köche noch immer in der puritanischen Tradition leben, alle Sinnesreize kämen vom Teufel, und folglich dürfe man Speisen keine Zutaten beimischen, die deren Geschmack erhöhen würden, wird auch mit der Verwendung von Salz sparsam umgegangen. Von vornherein schmücken Sie also Ihren Tellerrand mit dem Salzhäuflein, das Ihnen im weiteren unabhängige Kochregie gestattet.

Aber noch ehe Sie Gelegenheit haben werden, durch die erwähnten drei Symbole Ihr Blut reden zu lassen, müssen Sie auf die Entfernung bereits Ihre angelsächsischen Ahnen verraten. Als wahren Engländer muß man Sie nicht nur sehen, sondern auch hören, und zwar an der:

*Musikalität des Geldes.*

Alte Standards englischen Durchschnitts-Reichtums gestatten es, auf die kleinliche Einrichtung der Geldbörse zu verzichten. Kleingeld gehört lose in die Tasche. Ob dabei zuweilen eine silberne „Half Crown“ aus der Tasche herausschneit, ist nebensächlich. Hauptsache ist, daß Ihr Gang stets von jener rhythmischen, kaum vernehmbaren Musik begleitet wird, die klapperndes Geld

in der Tasche erzeugt. Erst wenn eine Straße vom sanften Lied der Münzen belebt wird, wissen Sie: es ist England.

Hat man Sie aus der Ferne also an der Begleitmusik Ihres Schrittes bereits richtig erkannt, dann hüten Sie sich, den guten Eindruck durch falsche Begrüßung zu zerstören. Es heißt nämlich:

„Hallo!“ und nicht „how do you do“.

Nur beim Vorstellen gilt how do you do. Beim Gruß steht es erst an zweiter Stelle, und zwar in der Form „How are you“ Erstes Grußwort ist unweigerlich „Hallo!“, einfach Hallo. Doch ehe Sie Hallo rufen, vergessen Sie nicht, den Hut auf dem Kopfe zu behalten. Man zieht zur Begrüßung nicht den Hut vom Kopf, weil sich darin eine zu betonte, fast schon kontinentale Geste der Höflichkeit zu offenbaren scheint. Auch ist man zu scheu, eine so sichtbare Begrüßungsform walten zu lassen. Und auch zu faul, um zu einer so expressiven Zeremonie Zuflucht zu nehmen. Aus ähnlichen Gründen dürfen Sie nicht einer Frau die Hand küssen; sei es Ihre Geliebte oder Ihre Großmutter. Beverley Nichols erzählt in einem Buch, daß er kurz nach dem Krieg die Königin Mutter von Griechenland in Athen besuchte und nach dem „Hand shake“ von ihr die Worte vernahm: „Es ist so wohltuend, die Hand nicht geküßt zu bekommen. Man weiß, daß man endlich wieder einen Engländer vor sich hat.“

Sie wissen also, junger Mann, wie Sie sich demnächst bei Besuchen von Königinnen zu benehmen haben werden. Auch werden Sie, nach einer Einladung zu einer Mahlzeit in einem Privathaus, der Gastgeberin nicht gleich Blumen zum Dank schicken. Es könnte nämlich vorkommen, daß Ihnen der Gatte der Dame das nächste Mal nicht die Hand reicht, weil er Sie als Geliebten seiner Gattin betrachtet. Um eine Einladung zum Lunch mit einem Blumenstrauß zu quittieren, bedarf es ganz großer Waltungen der Seele oder des Herzens.

Ihre endgültige Eignung zum makellosen Engländer werden Sie zu beweisen haben bei der

#### *Konversation.*

Hüten Sie sich, Ihr kontinentales Besserwissen dadurch hervorzuheben, dass Sie des Engländers Bildungs-

mangel durch direkte Widerrede bloßzustellen versuchen. „Es ist nicht wahr“ oder „das stimmt nicht“ gibt es nicht im Wörterbuch englischer Konversation. Besteht darüber kein Zweifel, daß Sie recht haben und Ihr Gesprächspartner reinen Unsinn redet, dann bedienen Sie sich solcher Redeformeln wie: „Meinen Sie wirklich?“ oder „Ich glaube nicht, daß ich da ganz mit Ihnen übereinstimme“. Denn Bildung und Wissen sind eines, und menschliche Gemeinschaft und gute Manieren sind ein anderes. Jedenfalls wird es nicht als Ihre heilige Berufung betrachtet: des andern Unwissen bloßzustellen.

#### *Bilanz.*

Nachdem Sie Ring und Taschentuch, Blumenstrauß und Handkuß, Salz und „How do you do“ richtig anzuwenden oder zu vergessen gelernt haben, werden Sie endlich merken, wie kinderleicht es bei all dem ist, nicht für einen Engländer gehalten zu werden. Denn:

Bewahren Sie Ihr freundlichstes Gesicht, wenn Ihnen jemand im Gedränge mit Wucht auf das reifste Hühnerauge tritt? Quittieren Sie eine solche Attacke mit einem gelächelten „I am sorry“ oder gar „It's my fault“, damit den Angreifer vor etwaigem Unbehagen oder Scham rettend?

Halten Sie stets auf der Landstraße, wenn (selbst nachts) ein Fußgänger Sie um Mitnahme bittet, Sie selbst müde sind und eigentlich keinen Platz mehr in Ihrem Auto haben?

Reihen Sie sich acht Tage früher, als von Ihnen verlangt wurde, an die Polonäse an, die sich vor dem Steueramt gebildet hat, weil der Finanzminister bekanntgab, daß das nationale Budget nur dann gerettet werden könne, wenn die Bürger möglichst schnell die Steuern dem Staat zukommen lassen?

Wenn Sie außerdem bei Ihrer Steuererklärung das Einkommen nicht nach unten, sondern nach oben abgerundet haben, weil Sie wissen, daß der Staat in Not ist — dann können Sie sich wahrhaftig das klimpernde Taschengeld, den Regenschirm und den Salzhaufen von vornherein sparen, denn dann wissen nicht nur die andern, sondern auch Sie, daß Sie tatsächlich ein waschechter Brite sind. *Rom Landau (London)*

## Vom Grüßen

Halte unsere dargebotene Rechte nie zu lang in der Deinen. Sie kommt sonst darauf, wie wenig Du sie angehst.

\*

Wenn zwei, die einander am gleichen Tag oder im gleichen Raum schon einmal begrüßten, sich zum zweitenmal wieder begegnen, sind sie einen Augenblick lang entschlossen, einander in aller Zukunft zu schneiden. So deutlich hat ihnen die zweite Begegnung bewiesen, daß schon die erste zuviel war.

\*

Manche Männer grüßen uns nicht gern, wenn sie uns in Gesellschaft einer unbekanntenen schönen Frau sehen; andere begrüßen uns gerade deshalb voll überraschender Vertraulichkeit. Man gebe den ersten getrost die Hand und den anderen ein paar Ohrfeigen.

\*

Wenn man mit einer neuen Begleiterin in die Öffentlichkeit kommt, empfiehlt es sich, die berühmten oder

einflußreichen Menschen, denen man begegnet, durch ein heimliches Kopfnicken zu grüßen; ihr Gegengruß wird von der Frau gewiß bemerkt werden.

\*

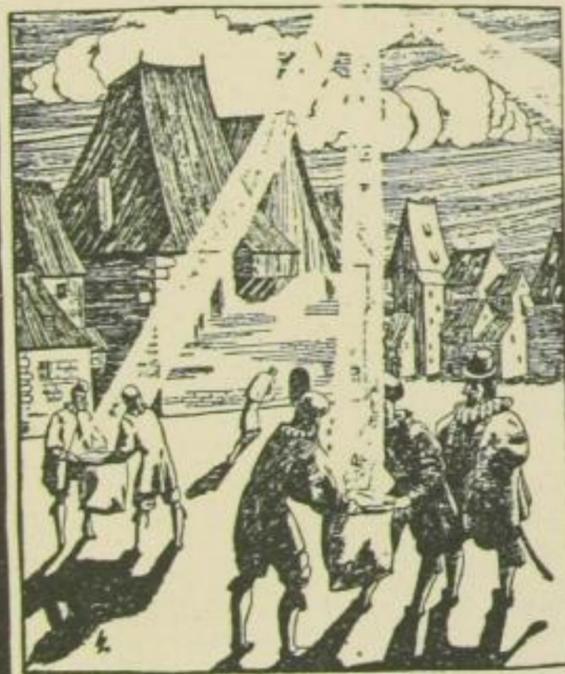
Wie durch die Gewohnheit die Sprache blaßt! Der überlegenste Gruß im Österreichischen lautet: „Servus!“ Und bedeutet: „Ihr Diener!“

\*

Ein Fremder, der in Wien Einkäufe besorgte, staunte darüber, daß ihn die Verkäufer allemal mit dem berühmten Namen entließen: Dante Alighieri. Man klärte ihn auf: es bedeute Danke-habe-die-Ehre.

\*

Das Grüßen ist eine Erfindung der Kleinstädte. Man braucht es, um sich besser meiden zu können. Weltstädter sollten einander überhaupt nicht grüßen; die Gefahr, sich wiederzusehen, ist zu gering. A.



Motiv aus dem bekannten Streich der Schildburger, die ein Rathaus ohne Fenster erbaut hatten und dann das Sonnenlicht in Säcken einfangen wollten.

## Das Märchen vom eingefangenen Sonnenschein

ist längst Wirklichkeit geworden

durch die Erfindung der Quarzlampe „Künstliche Höhensonne—Original Hanau—“, denn sie gibt Ihnen durch ihren Ultraviolett-Reichtum in **wenigen Minuten** eine gesunde Hautfärbung und mehr Stählung des Körpers, als die natürliche Sonne es vermag. Das ganze Jahr hindurch können Sie Ihren Körper mit den lebenswichtigen ultravioletten Strahlen sättigen. Regelmäßige Bestrahlungen von wenigen Minuten Dauer bewahren Sie und Ihre Angehörigen vor Winterkrankheiten und ihren Komplikationen.

PREISE: Leicht transportable Höhensonne-Tischlampe des Jubiläums-Modells mit Verstärkungs-Reflektor (Typ SR 300) für Wechselstrom . . . RM **220,50**;  
dto. ohne den Reflektor (Typ SN 300) für Wechselstrom . . . . . RM **184,50**.  
Bisheriges Tischlampen-Modell für Gleichstrom . . . . . RM **126.—**.

ZUR BEACHTUNG! Wir senden Ihnen gern (gegen 50 Pfg. in Briefmarken) die neue illustrierte 60seitige Broschüre Nr. 514 zu.

Quarzlampen - Gesellsch. m. b. H., Hanau a. M., Postfach 187  
Zweigstelle Berlin NW 6, Robert-Koch-Platz 2/187. Telefon D1 Norden 4997

Unverbdl. Vorführung in  
all. med. Fachgeschäften  
u. AEG-Niederlassungen.

**Künstliche Höhensonne**  
— ORIGINAL HANAU —



## Nachtrag zum Knigge von 1788

Von Dr. phil. Eugenie Schwarzwald

Über das Auto und das Fahren damit. Wenige Erfindungen des menschlichen Ingeniums haben das Gesicht der Zeit so nachhaltig umgestaltet, als das Kraftfahrzeug, das in allen Sprachen kurz Auto genannt wird. Man kann jetzt allerorten Wagen über die Straße sausen sehen, denen keine Postpferde vorgespannt sind und die gleichwohl die vor dem von solchen gezogenen Fahrzeuge an Geschwindigkeit um ein mehrfaches übertreffen. Wo sonst der Postknecht seinem Horn fröhliche Weisen entlockte, da dreht ein Wagenlenker ein artiges Mädchen, erzeugt mit einem Blasebalg häßliche Erschütterungen der Luft und läßt aus verborgengehaltenem Rohre mephytische Dünste sich entwickeln. Wo in solchem Gefährte, das auf unbegreiflich nachgiebigen Radreifen daherrollet, eigentlich die Zugkraft steckt, ist von außen unerfindlich und entdeckt sich erst, wenn man ihm unter die Flügel guckt, die er einem Käfer gleich an seinem Vorderleibe aufklappen kann. Wozu wohl solche Geschwindigkeit taugen mag? Man kann sich denken, daß sie dazu dient, Hilfe zu bringen, wichtige Botschaften zu vermitteln und besondere Höflichkeiten zu erweisen. Denn natürlich ist den Besitzern dieser knatternden, fauchenden, drohenden und nicht immer im besten Geruche wandelnden Fahrzeuge größte Freundlichkeit gegen die übrige Menschheit ein hohes Gebot. Dem eigenen Vergnügen kann ein solches Gefährte keinesfalls dienen, da es von jeglichem Sinne entfernt ist, durch eine schöne Landschaft oder gar durch eine Stadt voll Sehenswürdigkeiten dahinzurasen. Das Auto bestärkt mich in meiner Meinung, daß der Fußgeher das beste Teil erwählt hat.

Betragen am Fernhörer. Eine höchst sonderbare Manier haben die Menschen heute, sich etwas ins Ohr zu sagen. Von Flüstern ist solches Tun weit entfernt. Man nähert nicht seinen eigenen Mund fremdem Ohre, ja, es ist gar nicht erforderlich, daß sich die beiden, die sich miteinander besprechen wollen, im gleichen Raume befinden. Weit entfernt. Weit entfernt voneinander vermögen sie infolge dieser geheimnisvollen Schallvermittler, die sich Fernhörer (Telephone) nennen, ebensogut zu verständigen, als trennten sie nicht Welten voneinander. Dieses Wunder verdankt sich der elektrischen Kraft, die fähig zu sein scheint, als ein neuzeitiger Proteus sich aus allem und in alles zu verwandeln. Auf alle Fälle ist dieses

eine wunderbare Erfindung. Zu mißbilligen ist nur der Ungeschmack in der mutwilligen Apostrophierung vernünftiger Nebengeschöpfe durch das der Weidmannssprache abgejagte „Halloh“. Mit diesem Worte kann jeder beliebige Zeitgenosse aus oft wertvoller Beschäftigung aufgestöbert werden, wogegen weder Rang noch Ansehen zu schützen vermögen. Auch ist die grenzenlose Vertraulichkeit zu rügen, mit der Unbekannte einen, freilich nicht von Angesicht zu Angesicht, anzusprechen wagen, ohne sich vorzustellen. Angezeigt wäre, in den Schulen einen Unterricht erteilen zu lassen, der die Menschen dieses wunderbaren Apparates wert machte. Die Stimme müßte besonders reizend, vertrauenerweckend, klangvoll und schmeichelnd ausgebildet werden, aber auch auf die Wortwahl sollte größte Sorgfalt verwendet werden. Nur die seltensten, schönsten, wahrsten Worte, und zwar deren so wenige wie möglich, sollten diesem Telephone anvertraut werden.

Über die Erregungen im Äther. Seit undenklichen Zeiten und bis vor kurzem gab es in der uns zum Atmen gegönnten Luft keine andere Bewegung als wie sie der Wind gemeiniglich hervorbringt. Wenn es aber heute gelänge, all das, was in dem unsern alten Globus einhüllenden Dzean sich ereignet, unmittelbar zur Wahrnehmung zu bringen: ein jeder würde baß erstaunen und vielmehr erschüttert sein als diese selbst. Da kreuzen sich die von vielen der Erdoberfläche entsendeten Wellen aller Art und Stärke, durchdringen einander in Windungen und Verschlingungen und scheinen alle nur ein Ziel zu kennen: jene in den Häusern harrenden Zauberkästchen, aus denen sie als Musik der Sphären ans menschliche Ohr gelangen können. Aus dieser geht nun Herrliches, nie vorher Geahntes aus. Es gibt keine Einsamkeit mehr. In dem weitentlegenen Staate Ohio kann der brave Farmer nach Feierabend eine Oper von Cimarosa hören. Im Kupferbergwerk zu Falun können Männer, welche dortselbst nach Erzen graben, einen Chor von Palestrina vernehmen. In einem Krankenhaus in Marseille werden die Menschen eine lichte Frauenstimme hören, die in Amerika beruhigende Worte spricht, die ein französischer Künstler zum Trost für Kranke erdacht hat. Am Weihnachtsabend wird der Leuchtturmwächter in den norwegischen Schären Weihnachtslieder vernehmen, die deutsche Kinder in Eisenach singen. Das Schiff auf hoher See

wird dankbar eine Sturmwarnung empfangen und der Blumengärtner in Holland rechtzeitig erfahren, daß eine Bö über Skandinavien geht und er gut täte, seine Tulpen zuzudecken. Auch mit dieser hohen Gabe der Natur ist natürlich vielerlei Unfug verbunden. So habe ich leztlin zu meinem Leidwesen bei Wein und Gebratenem die hohe Messe des großen Bach hören müssen, die der Hausherr durch den Druck auf einen Knopf in das Speisezimmer beordnete.

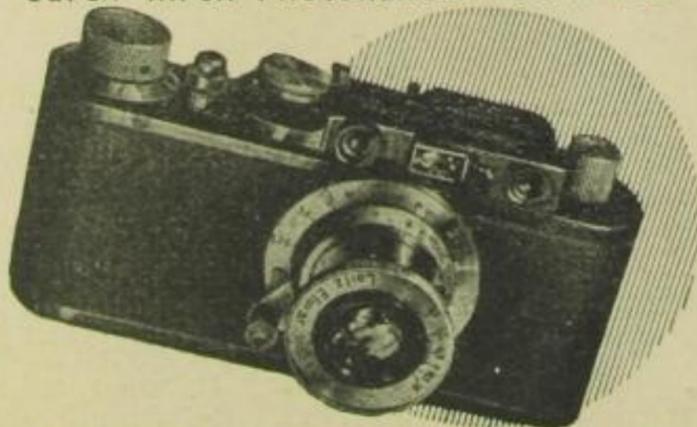
Von dem Umgange im Schlafwagen. Da aus unbekanntem Gründen die gegenwärtige Menschheit ihre Zeit als besonders kostbar empfindet, ist es Sitte geworden, nunmehr auch die Schlafenszeit zur Fortbewegung zu benutzen. Sich in solchen Schlafkammern schicklich zu bewegen, gehört viel Kaltblütigkeit und Gegenwart des Geistes. Menschen von ungeselliger Gemütsart vermögen hier ganz besonders zu zeigen, ob sie das haben, was die Franzosen *Esprit de Conduite* nennen. Ich habe unlängst eine hierhergehörige, recht widrige Erfahrung machen müssen, als mich das Fatum mit einem Reisegefährten zusammenbrachte, der auch des Nachts über eine nicht gewöhnliche Heiterkeit des Gemütes verfügte. Raum hatte ich mir es auf dem unteren Lager bequem gemacht, als der gute Mann, der mir durchaus unbekannt war, mich durch die ganz unverständliche Frage: „In was reisen Sie eigentlich?“ in arge Verlegenheit brachte. Ich ließ mich in keine Erörterung ein.

Das Tragen von Gasmasken. Es ist traurig zu sagen, daß die Herren Chemiker ihr Wissen zu allerlei Übeltaten benutzen lassen, insoferne nur Geld daraus gelöst werden kann. Sie machen sich damit zu Werkzeugen im Dunkel tätiger Kräfte, und ob sie gleich eine schwere Arbeit zu verrichten scheinen, kann man sie nur als schlechte Subjekte deklarieren. Es muß wohl so sein, daß das Gift, das sie in ihre teuflischen Erfindungen zur Vernichtung der Menschheit einspritzen, zuvor schon in ihren eigenen Adern vorhanden gewesen sein muß. Daher ihr Ziel, allen Kreaturen, so Gott einen Odem eingeblasen hat, diesen mit dem Höllenbrodem ihrer Giftgase wieder auszutreiben. In ihrer Findigkeit haben sie jedoch gegen solches selbst erfundene Gift gleichzeitig den erforderlichen Schutz in Form sogenannter Gasmasken erdacht. Diese machen, über den Kopf gestülpt, aus dem Ebenbilde Gottes eine scheußliche Teufelsfrage. Das grausamste aller Raubtiere ist und bleibt eben der Mensch.



# Leica

die weltbekannte Präzisionskamera ermöglicht es Ihnen, mühelos und schnell solch schwungvolle Sportaufnahmen herzustellen. Druckschriften kostenlos durch Ihren Photohändler oder von



**ERNST LEITZ, WETZLAR**

## Neun Regeln für den Umgang mit politischen Gegnern

Von C. Mierendorff, M. d. R.

1. Allgemeine Grundregel: Mit politischen Gegnern verhält es sich genau so, wie mit Verliebten, über die Freiherr Adolf Knigge uns gesagt hat: „Mit ihnen ist vernünftigerweise gar nicht umzugehen; sie sind so wenig wie andere Berauschte zur Geselligkeit geschickt; außer ihrem Abgott ist die ganze Welt tot für sie. Man mag übrigens leicht mit ihnen fertig werden, wenn man nur Geduld genug hat, sie von dem Gegenstand ihrer Zärtlichkeit reden zu hören, ohne zu gähnen . . .“

2. Sollte sich angesichts der hochgradigen Politisierung unserer Zeit der Umgang mit politischen Gegnern nicht vermeiden lassen, solltest Du insbesondere zum berufsmäßigen Umgang mit politischen Gegnern gezwungen sein, so empfiehlt sich für ihre Behandlung vorzüglich die Anwendung von Gummi knüppeln („Dauerwellen“); von Notverordnungen, Gefängnis- und Zuchthausstrafen, sofern Du der Staat bist.

3. Handelt es sich um parteipolitische Gegner, so merke Dir: Wer sich nicht überzeugen lassen will, muß zur besseren Einsicht *gezwungen* werden. Terror, physische und moralische Einschüchterung jeder Art, persönliche Verleumdung, gedruckte Enthüllungen aus dem Privatleben haben sich in dieser Hinsicht als wirksamste Verkehrsmittel erwiesen.

4. Andererseits (für Cäsaren und Diktatorschwärmer): Mit Gewalt ist der Bulle nicht zu melken (Berliner Sinnpruch).

5. Weil Dein politischer Gegner ohnehin ein ausgemachter Dummkopf ist, empfiehlt es sich, ihn überhaupt nicht erst zu Wort kommen zu lassen. Triff Vorkehrungen, daß er sofort niedergeschrien wird, falls er trotzdem den Versuch zur Widerrede machen sollte.

6. Nimm rechtzeitig Unterricht im Versammlungsprengen. Die Beherrschung dieser Technik kann auch bei der Klärung von Familienangelegenheiten von großem Nutzen sein. Übung I: Verwandle die Füße des Salonstuhles in „schlagende“ Beweise.

7. Wer zuletzt schlägt, schlägt am besten.

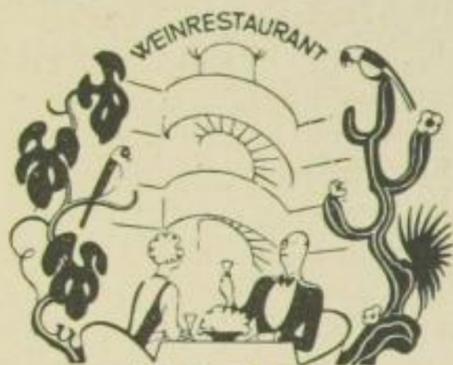
8. Bewahre stets kaltes Blut im Umgang mit politischen Gegnern weiblichen Geschlechts. Als David Lloyd George einmal von einer Frauenrechtlerin in öffentlicher Versammlung wütend angefaucht wurde: „Wenn Sie mein Mann wären, Ihnen würde ich Gift geben . . .“, antwortete er gelassen: „Wenn *Sie* meine Frau wären, dann würde ichs nehmen . . .“

9. In der Debatte halte Dich an die Regeln, die W. G. Hamilton (1761, britischer Staatssekretär für Irland und Mitglied des Unterhauses) in seinem Buche „Parlamentarische Logik, Taktik und Rhetorik“ empfohlen hat: „Wenn ein Gegner mächtig ist, so muß er verhaßt gemacht werden, wenn hilflos — verächtlich, wenn schlecht — verabscheuenswert. — Wenn Du den Satz nicht beantworten kannst, wie Dein Gegner ihn aufstellt, so wird eine sehr kleine Änderung desselben es möglich machen — Wenn man nur das zuerst und das zuletzt Gesagte herausnimmt und alle Verbindungsglieder wegläßt, so erscheint eine Beweisführung unendlich lächerlich.“ Das ist der *klassische* Stil.

**Umgang mit Bewunderern.** Was tut man wohl, wenn einer zu uns kommt und loslegt: „Da haben Sie wieder was Feines geschrieben, vorigen Donnerstag!“ Auf Komplimente zurückzublicken, finde ich immer schön, doch im Moment, da sie mir gemacht werden, fühle ich mich unbehaglich. Mit Bescheidenheit hat das nichts zu schaffen. Das Schlimme ist das Fehlen einer annehmbaren Formel, durch die man Komplimente quittieren könnte.

Ein Abwehrmittel, das Kompliment-Empfänger zuweilen benutzen, scheint mir seinen Zweck vollkommen zu verfehlen. Ich habe Helden sagen hören: „Ach, das war gar nichts.“ Und wäre ich der Mann, der solchen Empfang erlebte, ich würde erwidern: „Du hast recht, das war nichts Besonderes — aber dies da!“ und würde ihm einen tüchtigen Faustschlag in die Nase versetzen.

# KULINARIA



**TRAUBE**

Am Zoo im Haus Germania

**FLORIDA**

KURFÜRSTENDAMM 61  
ECKE LEIBNIZSTRASSE  
DIE EXOTISCHE  
**BAMBUS-BAR**  
DIE GANZE NACHT BETRIEB  
**TANZ-RESTAURANT**

**CASCADE**

W, RANKESTRASSE 30

„Das Abendrestaurant“  
Die Küche für den Gourmet

Souper M 3.50

Telefon: Bavaria B4 0145 u. 1945

*Max Schlichter*

LUTHERSTRASSE 33

Hier

ißt der Feinschmecker



Bei der Göttin der  
Gemütlichkeit, der

*Maenz*

AUGSBURGER STR. 36

ißt die Künstlerschaft und  
der Feinschmecker Berlins



**RIORITA**

Taentzienstraße 12  
**INTIME BAR**

Berliner Nachtleben —  
nur dort!

Schönste Tanzstätte

**FEMINA**

NÜRNBERGER STR. 50

Die besten Tanzorchester  
Berlins

Originellste Unterhaltung

430 Uhr Tanz-Tee

Tischtelefone • Saalrohrpost



\* *Suhr-Tee* \*

**DACHGARTEN  
BERLIN AM ZOO**

FRITZ UNGER

Hardenbergstr. 29a-e

Gedeck M 1.45



HAWIBE

## Die Wandzeitung

Von A. Soritsch (Moskau)

In unserer überbevölkerten Wohnung hatte jemand im Badezimmer an die Tür einen Zettel geheftet. Da stand zu lesen: „Man bittet, den Aufenthalt hier — namentlich des Morgens — nicht über fünf Minuten auszudehnen.“

Eine Stunde später begannen unter diesem Zettel Zuschriften aufzutauchen, jede von verschiedener Hand, aber alle mit Bleistift hingekritzelt.

„Auch bittet man, nicht mit den Stiefeln zu bumsen und nicht wie wilde Rosse die Türen zuzuschlagen.“

„Wo haben Sie gesehen, daß Rosse Türen zuschlagen?“

„Dummer Witz. Für derlei Geistesblitze verdient man, mit der Mangel vor die Stirn geschlagen zu werden.“

„Es wäre schade um die Mangel. Mit seiner Stirn könnte man Haselnüsse aufknacken.“

Nun setzte ein äußerst lebhafter Meinungs austausch ein — die Tür und die Wände waren bald beschrieben. Da las man:

„Genossen! Er predigt neue Lebensformen, dabei verweilt er hier selber nicht weniger als vierzig Minuten. Er studiert dabei die zeitgenössische schöne Literatur.“

„Narrenhände beschmieren Tisch und Wände.“

„Was ist schwerer: schreiben oder kritisieren?“

„Am schwersten ist: zu lesen, was Schreibende und Kritiker von sich geben.“

„Das sagen Sie so! Wissen Sie wohl, wie man Schriftsteller wird?“

„Es ist unmöglich, Schriftsteller zu werden. Man muß als Neffe eines Redakteurs zur Welt kommen.“

„Weichen Sie nicht vom Thema ab. J. S.“

„Was hat die Politik damit zu tun?“

„J. S. ist ja auch kein Politiker. Man könnte sagen: im Gegenteil. Er trinkt nur gern.“

„In der Kneipe gibts doch Musik!“

„Wenn Sie Musikliebhaber sind, dann gehen Sie in die Oper.“

„Dort gibt es leider kein Bier.“

„Bacchus würde man jetzt einen ‚Alkoholiker im Weltmaßstabe‘ nennen.“

Die Diskussion wurde vorübergehend unterbrochen, weil jemand von den Mietern dem Hausverwalter mitgeteilt hatte, daß im Badezimmer alles auf Wandzeitung eingestellt wäre. Der Hausverwalter kam, ermahnte die Leute väterlich und drohte, auf ihre Kosten Tür und Wände neu anstreichen zu lassen. Die Spuren seiner Stiefel waren noch nicht ganz verwischt, als wir bereits durch eine neue Inschrift erfreut wurden.

„Mitbürger! Shukow ist ein Henker der Gesellschaft! Er war es, der den Hausverwalter alarmiert hat.“

„Sie sind selber ein Halunke! Ihre Weste ist auch heute noch mit den alten Adlerknöpfen aus der Zarenzeit geschmückt.“

„Dort, wo ein Streit anhebt, steht hinter den Kulissen gewöhnlich eine Frau. Cherchez la femme!“

„Man kann auch auf französisch Dummheiten schreiben!“

„Warum beleidigt ihr sie? Sie schenkte ihm ihr Herz.“

„Was ist leichter zu verschenken: sein Herz oder sein Geld?“

„Ich bitte kategorisch, die Wände nicht mehr zu beschmieren! Der verantwortliche Wohnungsobmann Karawajew.“

„Obmann, laß die Sorgen um die Sitten deiner Mitmenschen! Aus blecherne Instinkten kann man kein goldenes Benehmen anfertigen!“

„Wer so wenig verdient und so viel ausgeben kann, sollte überhaupt schweigen. Früher wurden den Dieben die Hände abgehackt!“

„Wie haben sie denn miteinander geredet?“

„Freunde! Das geht nicht mehr weiter so! Wo ist die Grenze der Kritik?“

„Überschreite sie, dann wirst Du es erfahren.“

„Genug! Versöhnen wir uns! Ich wünsche jedem, was er mir wünscht!“

„Da fängt doch der Kerl gleich wieder an! . . .“

(Deutsch von Gregor Jarcho)



Nachtlokal

New York Times



Bali-Mädchen

Galloway



Weihnachts-Kaktus in Arizona

Associated Press



Leichenzug in Portugal



Richard Billinger,  
der Kleistpreisträger



Olaf Gulbransson  
Rud. Großmann



Diplomat bei Morgenübungen

Keystone

## Über den Umgang des Verlegers mit Autoren

Von Ernst Rowohlt

Setz deinen Autor in einen bequemen Sessel, der niedriger ist als dein Stuhl, dann wirst du am besten mit ihm verhandeln können. Reich ihm etwas zu rauchen hinunter. Setz eine leichtgefärbte Brille auf, damit er das Spiel deiner Augen nicht beobachten kann. Setz dich selbst möglichst in den Schatten und ihn in möglichst helles Licht. Selbstverständlich ist es, daß dich dein Schreibtisch wie ein Festungswall umgibt.

Überlaß den Autor ungehemmt seinem Redefluß, wenn er dir von seinem Manuskript oder von seinem geplanten Buch erzählt. Geht ihm der Atem aus, so fange schüchtern an zu sprechen.

Selbst die längste Besprechung darf nicht länger als eine halbe Stunde dauern. Davon hast du nur 5 Minuten Redezeit, in der dreimal das Wort Wirtschaftskrise vorkommen darf.

Der Autor, der dir am meisten mit seinen praktischen Kenntnissen vom Buchhandel im allgemeinen und im besonderen imponieren will, versteht sicherlich gar nichts davon. Hüte dich aber vor denen, die behaupten, sie seien keine Geschäftsleute und verstünden nicht das geringste von derartigen Dingen; sie sind gefährlich.

Gewonnenes Spiel hast du aber, wenn der Autor dir erklärt, er wolle seinen Anwalt befragen, mit diesem wirst du dann in fünf Minuten spielend fertig.

Wenn dir ein Autor erklärt, daß mehrere andere Verleger sich um ihn reißen, lehne das Angebot ab, ohne ihn weiter anzuhören.

Glaube einem Autor nicht, wenn er dir erzählt, sein ganzer Bekanntenkreis würde sein Buch kaufen. Da verschwinden nur die Freixemplare; kein „Bekannter“ oder „Freund“ kauft ein Buch.

Fasse nicht irgendwelche Entschlüsse bei der ersten Unterhaltung, sondern denke über die Physiognomie des neuen Autors ein paar Tage nach. Sein Äußeres gibt dir mehr Einblick in das, was er kann, als das, was aus ihm als Redestrom herausbricht.

Laß durchblicken, daß du im Grunde ein Idealist bist, aber laß ihn nicht den Eindruck haben, daß du vom Kaufmännischen nichts verstehst. Kein Autor wird dich selbst im Wesen richtig erkennen. Entweder bist du für ihn ein pfiffiger Kaufmann oder ein freundlicher Mäzen; du bist aber keins von beiden. Du hast den blödesten Beruf der Welt ergriffen. Der Handel mit Häuten und Fellen ist eine klare Sache, der Handel mit Geistesprodukten wird immer ein Mittelding zwischen deinem persönlichen Geschmack und deiner Leidenschaft einerseits und deinem Gefühl für eine gute Konjunktur andererseits sein. Wenn du zwanzig Jahre dieses Geschäft, das kein Geschäft ist, betrieben hast, kannst du selbst nicht mehr unterscheiden, welcher Instinkt dich leitet, der künstlerische oder der geschäftliche; du bist ein Zwitter geworden.

Bemühe dich trotzdem, den Autor von deiner Seriosität zu überzeugen, obgleich du selbst fühlst, daß du eigentlich ein wilder Spekulant bist. Bedenke stets, ohne es zuzugeben, daß du min-



Der 60jährige Verleger Bruno Cassire

destens so närrisch bist wie der Autor. Denn Bücher verlegen ist eine fast noch närrischere Betätigung als: Bücher schreiben.

Es gibt Autoren, die sich nicht ohne ihre Gattin in deine Höhle wagen. Lasse alle Register deiner Liebenswürdigkeit spielen, so wird sie vielleicht, wenn du Glück hast, sich seinen Flüchen über dich nicht anschließen und sie mildern. Führt sie aber bei den Verhandlungen das Wort, so bist du so gut wie verloren. Jeder Versuch, sie für dich zu gewinnen, ist vergeblich. Kein Autor ist so habgierig wie seine Frau. Mag sie ihn für einen großen Schriftsteller oder für einen Trottel halten, auf jeden Fall wird sie versuchen, aus ihm herauszuschlagen, was nur geht, und du bist der Leidtragende.

Will dein neuer Autor sein Manuskript erst schreiben oder vollenden, so zahle ihm nach Möglichkeit keinen Vorschuß, er hat dich an der Gurgel. Wenn du ihm deinen letzten Pfennig gegeben hast, wird er erklären, daß er mit dem Vorschuß nicht ausgekommen ist, er könne absolut nicht weiterschreiben, wenn er nicht sofort an die Riviera reisen könnte. Er brauche die Stimmung und die Atmosphäre der Riviera zur Vollendung seines Werkes, besonders wenn er einen proletarischen Roman schreibt. Willst du nicht den schon gezahlten Vorschuß verlieren, mußt du weiter bluten. Es gibt kein Mittel, ihn zum Arbeiten zu zwingen.

Jeder Autor erklärt dir, daß sein Buch ganz billig auf den Markt gebracht werden muß; rechnest du ihm aber das dabei für ihn abfallende Honorar vor, so erhöht er die Preise.

Rechnest du mit dem Autor ab, und der Absatz seines Buches hat nicht die Dimensionen angenommen, die er erwartete, so zucke mit keiner Wimper, wenn er anfängt, dir zu erzählen, wieviel Buchhändler ihm gesagt hätten, daß sie Hunderte von Exemplaren seines Buches täglich absetzten. Du mußt dir darüber klar sein, daß er stets glauben wird, du betrügst ihn mit den Absatzzahlen.

Rede nicht mit ihm über Propaganda; er wird stets behaupten, daß du für die anderen Bücher deines Verlages in dieser Hinsicht mehr tust.

Wundere dich nicht, wenn sich dein Autor in den Tagen des Erscheinens seines Buches wie eine schwangere Frau benimmt und der Meinung ist, daß mit dem Stichtag des Erscheinens seines Buches eine neue Zeitrechnung beginnt. Stärke ihn lieber in diesem Glauben und laß dich von seinem Fieber anstecken. Je mehr Leuten du erzählst, daß du das beste Buch des Jahres herausgebracht hättest, desto besser wird das Buch gehen.

Rechne damit, daß *du* die Schuld hast, wenn sein Buch nicht gefressen wird, daß es aber nur wenige Autoren gibt, die dir deinen ehrlichen Anteil am Erfolg zugestehen.

Bist du mit einem Autor menschlich befreundet, so empfehl ihn einem anderen Verleger, denn das sicherste Mittel, deinen Freund zu verlieren ist, ihn zu verlegen.

Du kannst mit ziemlicher Sicherheit damit rechnen, daß der Autor, mit dem du zuerst auf rein geschäftlicher Basis verkehrst, sehr schnell dein Freund wird.

Kneipen darfst du grundsätzlich mit einem Autor nur dann, wenn der Vertrag schon abgeschlossen ist. Kneipst du aber mit einem Autor, so vermeide jedes Gespräch über seine Bücher, sonst wird es ungemütlich. Merke dir, daß die besten Autoren die sind, die nicht von ihren Büchern sprechen.

Dein Meisterstück im Umgang mit den Autoren legst du aber ab, wenn du ihnen beigebracht hast, daß dein Vorteil auch ihr Vorteil ist.

Oberster Leitsatz: Laß dem Autor die Überzeugung, daß ihr beide Kulturfaktoren seid, aber sei dir selber darüber klar, daß auch der Lumpenhändler, den du ja in Form von Makulatur reich belieferst, die gleiche Daseinsberechtigung hat wie du und dein Autor.

---

#### Gutgehende Schriftstellerei

ist billig zu verkaufen mit einem großen Lager an lustigen Schwänken und Geschichten oder Sie erhalten eine Erzählung gratis, wenn Sie irgendeine Bestellung machen in Christbaumkerzen, Lebkuchen usw. bei Josef Stohli, Lebzelter und Wachszieher, Schriftsteller, ehemaliger Mitarbeiter des „Rosegger-Heimgartens“ in Steyr, Ob-Deist. Gegründet 1414. (Wiener Inserat)

## Katharinas Knigge

Bei der Durchsichtung der Gemächer der letzten russischen Kaiserin, Alexandra, im Winterpalais, fiel den Sowjetbehörden ein originelles Dokument in die Hände. Es trug die Überschrift: *Regeln des guten Benehmens*, und Katharina II. hatte es im Jahre 1785 höchstpersönlich niedergeschrieben.

Dieser Vor-Knigge umfaßte insgesamt zehn Anstandsregeln und wurde an die Tür des kaiserlichen Empfangszimmers geschlagen:

1. Lassen Sie Ihren Rang draußen, den Hut und vor allem — Ihren Degen.

2. Vergessen Sie beim Eintritt Ihre Vorrechte, Ihren Hochmut und alle ähnlichen Dinge.

3. Seien Sie lustig, aber machen Sie mir nichts kaputt, zerbrechen Sie nichts und knabbern Sie nichts an.

4. Sitzen Sie, stehen Sie oder gehen Sie nach Gutdünken umher, ohne jemanden zu beachten.

5. Sprechen Sie mit Bedacht, nicht zu viel und nicht zu laut. Schonen Sie den Kopf und die Ohren Ihrer Mitmenschen.

6. Diskutieren Sie ohne Zorn und ohne Erregung.

7. Seufzen Sie nicht, gähnen Sie nicht und zwingen Sie niemand von den Anwesenden, sich zu langweilen.

8. Lehnen Sie nicht die Teilnahme an den harmlosen Spielen ab, die von den anderen vorgeschlagen werden.

9. Essen Sie, was Ihnen süß und schmackhaft erscheint, aber trinken Sie mit Maß, damit Sie beim Verlassen des Zimmers Ihre Beine in Gewalt haben.

10. Tragen Sie das Gehörte nicht aus dem Zimmer hinaus. Was in ein Ohr drang, muß zum anderen hinaus, noch bevor Sie das Zimmer verlassen.

Wer diese „Obersten Anstandsregeln“ verletzte, wurde bestraft. Der Schuldige mußte, nach der Aussage von Zeugen, für jeden Verstoß ein Glas kaltes Wasser trinken, wobei man auch die Hofdamen von dieser Strafe nicht ausnahm. Wer aber besonders häufig rückfällig wurde, mußte obendrein noch die Verse des damals modernen pseudoklassischen Dichters Tretjakowskij auswendig lernen — und das war wirklich eine schwere Strafe.

# KOLYNOS ZAHNPASTA

in der bekannten Original-Reinzinntube mit dem praktischen Springverschluß  
**kostet jetzt nur noch  
RM 1.—**

ist nun also in Wirklichkeit  
**die Zahnpasta aller  
Anspruchsvollen.**



Probetube auf Wunsch  
kostenfrei durch  
CURTA & CO. GMBH  
BERLIN-NEUKOLLN



Das  
Geheimnis  
der  
Schönheit

verrät Ihnen das neuste Ullstein-Sonderheft „Fibel der Schönheit“. Aus dem Inhalt: Schöne Beine, Schlanke Hüften, Die schöne Brust, Schöne Haare, Gesunde Haut, Gepflegte Hände, Was macht man gegen Sommersprossen, Runzeln, rote Haut, unschöne Nasen, u. v. a. Die

*Fibel der Schönheit*  
ist überall für 60 Pfennig erhältlich.

## Wie benimmt man sich bei lästigen Vorträgen?

Was kann zur Abwehr ungebetener Produktionen geschehen?

Die Vorkehrungs- und Schutzmaßnahmen richten sich nach dem Grad und der Art der Belästigung.

Witzeerzähler z. B. wird man nach zweierlei Verfahren los: entweder indem man auf ihre Frage: „Kennen Sie den Unterschied zwischen einem Dampfkessel und der Genfer Abrüstungskonferenz?“ — sowie auf alle nachfolgenden „Kennen Sie?“ — unentwegt mit „Ja“ antwortet. Dieses Ja ist ein ver Hundertfaches Nein. Oder indem man nach dem ersten, bereits vom Stapel gelassenen Witz mit naturwissenschaftlicher Beharrlichkeit und ohne Verständnis für die Pointe die Bestandteile des Witzes auseinanderzunehmen, seine praktischen Möglichkeiten zu erörtern, in seine Windungen hineinzukriechen beginnt, mit Wie? Warum? Wieso? usw. — die wenigsten halten das auf die Dauer aus. Hat aber jemand den Satz begonnen: „Kennen Sie die Geschichte von dem Offizier, der in die Eisenhandlung kommt und auf dem Boden eine Matratze mit einem Kinderwagen sieht?“ — und man will wirklich mehr darüber erfahren, so rufe man: „Von hier aus bitte!“ — sonst fährt der andere mit den Worten fort: „Ein Offizier kommt einmal in eine Eisenhandlung und sieht auf dem Boden eine Matratze mit einem Kinderwagen . . .“

Leuten gegenüber, die das gesellschaftliche Zusammensein dazu mißbrauchen, in breiter Rede eine These vorzutragen, die man weder bestellt noch bestritten hat, ist folgendes angezeigt: man denke während ihres Vortrages angestrengt darüber nach, was man ihnen nachher zur Antwort geben wird. Dadurch vergeht erstens die Zeit rascher, zweitens versäumt man, was sie sagen, drittens bietet sich Gelegenheit zur Rache. Da die Menschheit bekanntlich ohnedies aneinander vorbei redet, ist die Kenntnis des Vorgebrachten er läßlich. Man beginne die Gegenrede einfach mit dem Satz: „Das Problem liegt ganz woanders.“

\*

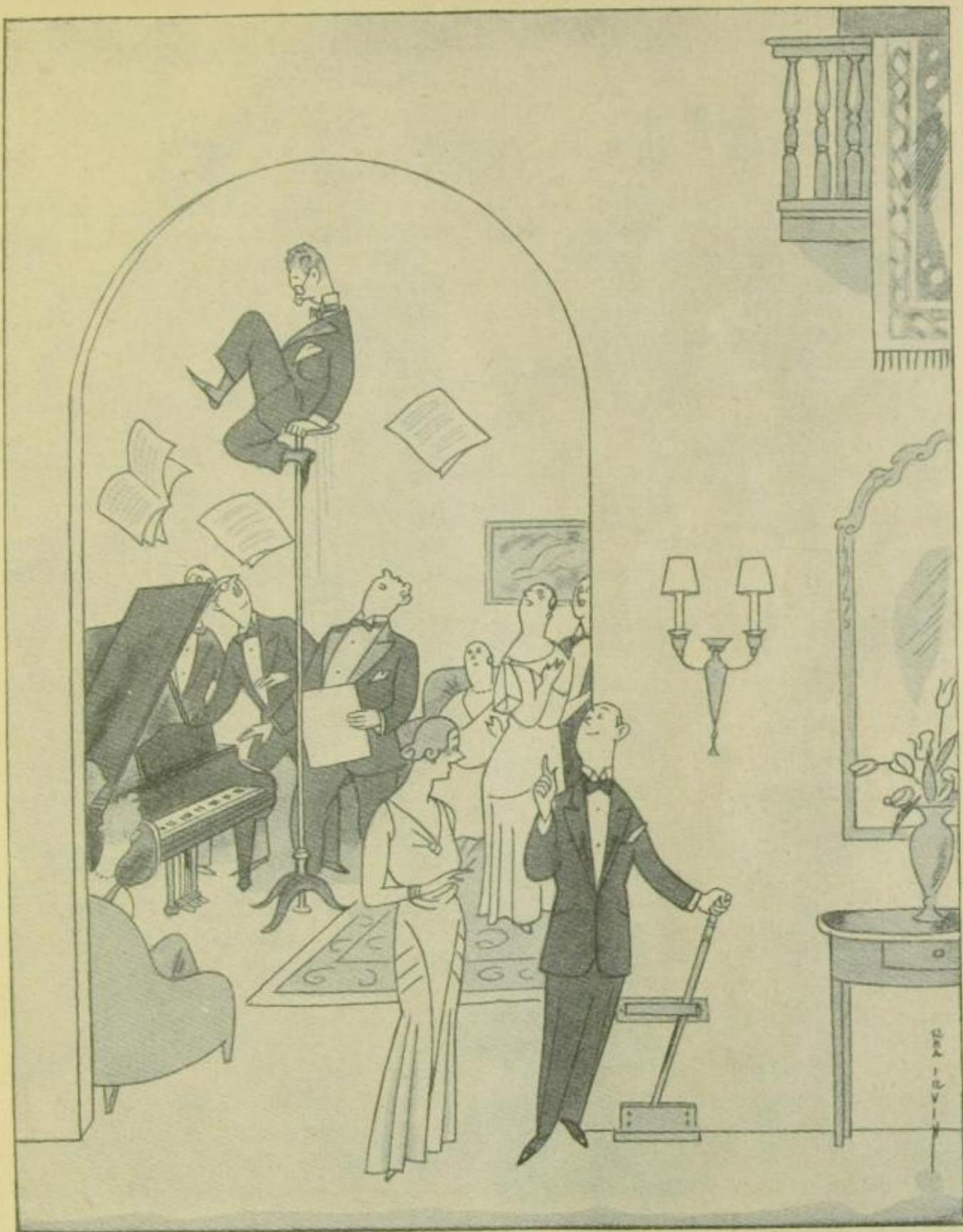
Was aber soll man mit den Haustöchtern beginnen, die auf dringenden Wunsch der Mutter dem Gast das Impromptu A-Moll von Schubert vorspielen, mit den Damen des Hauses, die aus heiterem Himmel den „Tod und das Mädchen“ singen? Die erste Nummer wird man verschlucken müssen. Nicht jeder kann es dem Zeichner Karl Arnold aus München nachmachen, der in einem solchen Fall unruhig mit sich selber zu reden anfängt: „Ja, was ist denn das? . . . Was fällt denn der ein? . . . Wo sind wir? . . .“ und dann, wenn sich die allgemeine Aufmerksamkeit von der Produktion weg auf ihn gerichtet hat, nur schwer wieder zu beruhigen ist. Aber die Nummer zwei läßt sich leichter verhindern, man wird ja um sein Urteil gebeten. Und da erscheint schon das Mittel probat, das Alexander Moissi nach einem solchen Übertummungskonzert anwandte. Als das Fräulein zu Ende war, hob er traumverloren den Kopf, sah sie tief mitleidig an und fragte die Mutter: „Warum tuut sie das?“

\*

Auch die Gardinenpredigten gehören hierher. Sie unterliegen zwar einem anderen Gesetz (siehe Strindberg, Kampf der Geschlechter), aber sie erfordern ähnliche Maßnahmen. Die beste erfand vor Jahren ein Wiener Schriftsteller. Wenn seine Frau ihm Vorwürfe zu machen begann, unterhielt er sich mit folgendem Spiel: er versuchte stillschweigend in seinem Geiste drei Städte mit dem Anfangsbuchstaben A ausfindig zu machen, dann mit B und so weiter, von Augsburg bis Zabern. Man kann sich die Verdutztheit seiner Gattin ausmalen, als er eines Tages, nach langer büßerhafter Stummheit, mit dem fassungslosen Ruf in deren Redefluß fiel: „Zürich, Gusti!“

\*

Unser Erzfeind am Schluß: der Mann, der aus seinem Manuskript vorliest. Sich die Ohren verstopfen, aus dem Zimmer laufen, Gläser zu Boden fallen lassen, hat sich bisher wenig gegen ihn bewährt. Er fürchtet, wenn



New Yorker

*Geniale Erfindung, während einer Gesellschaft Liederkomponisten vom Klavier fernzuhalten.*

ihn die Vorlese-Rage gepackt hat, auch den doppeläufigen Revolver nicht. Vielleicht bleibt zu seiner wirksamen Bekämpfung wirklich nur die Methode übrig, die sich der Dr. Hermann Sinsheimer ausgedacht hat: daß man ihm

in kühnem Ansturm sein Werk entwindet und es zusammengeknäult in den Papierkorb wirft. Immer noch besser, es treffe ungerecht den „Tasso“ als wir seien eines Geringeren Opfer . . .

*Pulex*

Das nächste Heft des Querschnitts erscheint am 9. Februar

## Ratgeber für zeitgemäßes Musikhören

Von Paul Stefan

Wenngleich dir die Sachverständigen täglich versichern, daß die Krise der Oper unüberwindlich und die Epoche des Konzerts vergangen ist, so vergibst du dir nichts, wenn du Oper und Konzert besuchst. Du kannst das durch andere Unterlassungen wettmachen.

Merk dir, daß Bie behauptet hat, die Oper sei ein Paradox. Behaupte es auch du. Es kommt nicht darauf an, wer eine Formel geprägt hat, sondern wie sie angewendet wird. Paradox — du wirst es am zeitgemäßesten mit „unhaltbarer Zustand“ übersetzen.

Immerhin darfst du in Mozart schwelgen. Finde ihn tragisch. Das ist letzter Schrei. Bedauere dagegen, daß Beethoven zu sehr Romantiker und daher in unserer Zeit nur bedingungsweise möglich ist. Von Wagner laß trotz allem den Tristan gelten: er war ein einmaliges richtiges Erlebnis dieses Schauspielers und mußte darum selbst ihm gelingen. Auch die Meistersinger mögen als Oper passieren.

Noch vor fünf Jahren hätte ich dir geraten, im Gegensatz zu besagtem Wagner von Verdi begeistert zu sein — aber jetzt kommst du zu spät: du wirst da nichts mehr entdecken. Auch beginnt ein Wagner-Jubiläumsjahr, und man weiß nicht, was dabei herauskommen kann. Sehr leicht möglich, daß man nun wieder Wagner entdeckt. Auch Strauß (Richard) kommt wieder in Mode.

Tadle, daß Strawinsky lateinische Texte komponiert und daher in dieser toten Sprache nicht mehr zeitgemäß ist. Du kannst aber auch den Zeitwert einer toten, daher ewigen Sprache behaupten. Die Musik von Hindemith läuft neben seinen Operntexten her, wie du vermutlich schon weißt. Gebrauche von ihm das Wort Bewegungsmusik, Fortspinnungsmotiv; nenn ihn aber einen echten Musiker, Fortsetzer der Linie Brahms — Reger. Mit Seitenblick auf Schönberg, der auf seine engen Zirkel beschränkt bleibt — immerhin einen Meister. „Immerhin“ ist ein gutes Wort, du kannst es öfters anwenden.

Bitte sei aufmerksam auf das, was

dir bisher gesagt wurde. Zur Not kannst du schon mit diesem Wortschatz kürzere Musikkritiken schreiben, bei denen es mehr auf Größe der Konzeption und auf Gesinnung ankommt.

Bei Schönberg wirst du am beruhigtesten Werke der mittleren Periode loben. Wie? Er ist noch nicht viel über fünfzig? Lieber Freund, die Hauptsache sind die Perioden. Wenn von seinem Zwölftonsystem die Rede geht (bitte ja nicht dreizehn!), kannst du auch auf den närrischen Joseph M. Hauer in Wien hinweisen. Er hat ein mathematisches Schema aller möglichen Tonkombinationen hergestellt, die er in „Tropen“ zusammenfaßt. Irre dich aber nicht: Tropen sind hier keine geographische Zone (das Leben ist kompliziert!).

Sag auch etwas über politische Musik, aber nicht überall das gleiche! Links und rechts wirst du als echter Zeit- (Partei-) Genosse gelten, wenn du das Lehrstück und die Schuloper eben als die Zeitmusik erklärst und alles andere als reaktionären Ballast einer untergehenden Bürgergeschichte ohne Gemeinschaftsgeist.

Gerätst du gar an eine Stelle (Teegesellschaft im alten Westen, Österreich mit Barock, liberale Zeitung), wo man auf Zusammenhang mit dem Vorgestern noch nicht verzichten will, so bekenne dich zur reinen Kunst! Den Übergang zu der angewandten, gesinnungsträgerischen kannst du mit „immerhin“ herstellen.

Nimm Lehren und Anweisungen nicht zu ernst. Der beste Ratgeber kann das ja selber nicht tun — wo käme er heute sonst hin? Aber wo immer hin — auch da empfiehlt sich das Immerhin.

**Konditorei-Knigge.** Da ich Kuchen und Gebäcke in reicher Auswahl zu anerkannt billigen Preisen herstelle, darf ich von der wirtschaftlichen Einsicht meiner verehrten Gäste erwarten, daß sie von dem Verzehr selbstgebackenen oder anderswo gekauften Kuchens und zu Hause hergestellten Kaffees oder Tees usw. in meinen Kaffeestuben Abstand nehmen. Hochachtungsvoll A. Zuntz sel.Wwe.

## Parklandschaft im Winter

Dem Himmel fehlte jeder Charm  
und kalt und leer war die Natur,  
ich dachte nach, doch immer nur:  
'Wie bist du doch gedankenarm.'

Es gingen außer mir noch sehr,  
sehr viele so wie ich,  
da mehrten die Gedanken sich,  
die Gegend selbst blieb aber leer.

Auf einmal kam mir der Verdacht,  
daß ich, Herr Finck, an dieser Leere  
zum Teil persönlich schuldig wäre.  
Das hat mich weit vom Weg gebracht.

Werner Finck

## Umgang mit Frauen

Hat eine Frau Unrecht, so ist das  
erste, sie um Verzeihung zu bitten.

\*

Wenn Ihre Frau hübsch ist, sagen Sie  
es ihr nicht, denn sie weiß es; sagen Sie  
ihr, sie wäre klug, denn das hofft sie.  
Wenn Ihre Frau häßlich ist — das sind  
Dinge, die vorkommen —, sagen Sie  
ihr, sie wäre hübsch; dann wird sie  
denken: Ich habe eine Künstlernatur  
geheiratet.

\*

Die Frauen, die uns lieben, verzeihen  
uns alles; aber von dem Tage an, an  
dem sie uns nicht mehr lieben, werfen  
sie uns, mit unnachsichtigem Gedächtnis,  
alles vor, was sie uns verziehen  
hatten.

Francis de Croisset

**Hofmannsthal.** Nach der Generalprobe zum „Schwierigen“ reicht Graf Mensdorff-Pouilly, österreichischer Botschafter in London, dem Dichter die Hand: „Reizend, charmant, lieber Hofmannsthal. Aber sagen Sie mir eines: gebraucht denn die Wiener G'sellschaft wirklich so viele Fremdworte? . . . Könnt' man das nicht ein bisserl attenuieren?“

# Wer Englisch liest kauft Tauchnitz

## TAUCHNITZ EDITION COLLECTION OF BRITISH AND AMERICAN AUTHORS

### Hervorragende Neuerscheinungen:

JOHN GALSWORTHY: *Maid in Waiting*. Ein neues fesselndes Bild der englischen Gesellschaft.

BERNHARD SHAW: *The Apple Cart*. Diese politische Satire („Der Kaiser von Amerika“) machte ihren Siegeszug über alle Bühnen der Welt.

J. B. PRIESTLEY: *Self-Selected Essays*. Die zahlreichen Verehrer Priestleys werden diesen Band mit 51 Essays ebenso begrüßen wie seine berühmten Romane!

SHEILA KAYE-SMITH: *The Children's Summer*. Ein liebenswertes Buch über die inneren Erlebnisse zweier Kinder während eines Sommer-Landaufenthalts.

W. SOMERSET MAUGHAM: *First Person Singular*. Kleine Meisterstücke der Charakterisierungskunst.

W. S. MAUGHAM: *The Moon and Sixpence*. Dieses Leben des Malers Gauguin ist das Meisterwerk des berühmten Dichters.

D. H. LAWRENCE: *The Man Who Died; The Ladybird, The Captain's Doll*. Drei Meisternovellen des genialen Bearbeiters des Themas der Beziehungen zwischen Mann und Weib.

W. B. MAXWELL: *Amos the Wanderer*. Realistisch gesehener Alltag und psychologische Kuriosität zeichnen diesen Nachkriegsroman einer Jünglingssehnsucht aus.

Jeder Band broschiert 1.80 RM, gebunden 2.50 RM

BERNHARD TAUCHNITZ / LEIPZIG

## Revisionen

Von Paul Wiegler

Im Eingang seines Buches über *Marie Antoinette* (Insel-Verlag) sagt *Stefan Zweig*, ihre Geschichte schreiben sei die Wiederaufnahme eines mehr als hundertjährigen Prozesses. Ganz entgegengesetzte Anschauungen haben einander abgelöst, von den Pasquillen (die so zahllos waren, daß *Henri d'Almérás* ihnen eine genaueste Untersuchung gewidmet hat) bis zu der Tendenz, das Antlitz der „Märtyrerkönigin“ zu erklären. Die Legende deckt die Konturen zu. Und auch ein verliebter Fälscher von Briefen der Marie Antoinette, der Baron Feuillet de Conches, hat die Forschung verwirrt; derselbe Mann, der in Archiven und privaten Sammlungen musterhafte Arbeit geleistet hatte. Zweig ist nachdichtender Historiker wie im „Fouché“. Aber er urteilt auch. Marie Antoinette, so legt er dar, ist ein mittlerer Mensch. Erst im Unglück wird sie groß wie ihr Schicksal. Vielfach sind die Fragen, die, begleitet man sie auf ihrem Weg, sich erheben. Ihr Bruder, der Kaiser Leopold, läßt die Gefangene der Revolution im Stich. Warum? Dachte die österreichische Politik nur daran, Frankreichs Selbstzerstörung zu beschleunigen und dann zum Breisgau das Elsaß ihm abzunehmen? Hat die Königin den Sieg des Auslands, der Koalition, herbeigesehnt und hochverräterisch für ihn gewirkt? Sie hat einen Tag vor Kriegsbeginn den Feldzugsplan der Revolutionsarmeen dem österreichischen Botschafter ausgeliefert. Zweig beleuchtet den dokumentarisch erwiesenen Zusammenhang der Halsband-Affäre, dieser Rokoko-Oper, deren Intrige Goethe begeisterte. Er rührt an die Legende um Joseph II., den doktrinären Staatsverderber, um den käuflichen Mirabeau. An das Problem des kleinen Dauphin, der in der Erniedrigung der Haft dazu gebracht worden ist, mit der Unterschrift Charles Louis Capet zu bestätigen, daß seine Mutter ihn, den Achteinhalbjährigen, mißbraucht habe. Und an die Komplotte zur Befreiung der Königin, an den Baron Batz und seine Helfer und an die Nelken-Verschwörung. Aber das stärkste Interesse ist in diesem Roman einer Frau durch das Erotische bedingt.

Man wußte, daß Ludwig XVI. sieben Jahre lang sein Gattenrecht nicht ausgeübt hat, und daß Maria Theresia über diese „conduite étrange“ empört war. Zweig zitiert einen Bericht des spani-

schen Gesandten, der die Ursache nennt: einen organischen Defekt des Mannes, eine Phimosis. Zweig stellt fest, daß die Folge dieser Ehepeinlichkeit weit über das private Leben hinausgetragen hat, daß Marie Antoinettes Unruhe, gerade ihr Eilen von Zerstreuung zu Zerstreuung, das sie dem Volk von Paris verhaßt machte, von daher gekommen ist. Man rechnet ihr eine Liste von „amoureux“ nach. Der prahlerische Lauzun gehört zu denen, die sich in diese Rolle schwindelten, der Prince de Ligne, der ihr die Ehrfurcht bewahrte, ist der einzige, der Talent gehabt hätte, ihr ein Freund zu sein. Aber da ist ein anderer, der mehr war, der Graf Axel Fersen. Seit Emile Daudet, der Bruder von Alphonse, der Vater von Léon, 1904 zwei Briefe Marie Antoinettes an Valentin Esterhazy veröffentlicht hat, seit Daudet den Ring sah, das Geschenk für Fersen, nach dem Maß seines Fingers, den Ring mit den Bourbonenlilien und dem „Lâche qui les abandonne“, war an der Intimität mit dem Schweden nicht mehr zu zweifeln. Der Baron Klinkowström hat die Briefe und Fersens Tagebücher herausgegeben, aber fragmentarisch und mit Punktierungen, und dann die Originale verbrannt. Alma Sjöderhelm hat Material gerettet und auch Worte der Zärtlichkeit für „le plus aimé et le plus aimant des hommes“. Fersen saß auf dem Bock der Karosse bei der Flucht, die in Varennes ihr Ende fand, und seiner Kavaliertorheit fehlte die Erfahrung eines richtigen Kutschers. Noch einmal hat er dann die Geliebte in den Tuileries besucht. „Dageblieben“, steht in seinem Tagebuch über diesen Abend, diese Nacht. Er ist 1810 in Stockholm von der Menge mit Fäusten, Regenschirmen und Stöcken erschlagen worden. Weiber verstümmelten seine Leiche. Nicht wegen seiner Emigrantenzzeit entlud sich der Haß gegen den Aristokraten, der, wie Napoleons Brutalität nicht verschwiegen, „mit einer Königin geschlafen“ hatte, sondern weil er, der Reichsmarschall Axel Fersen III., mit seiner Familie führend in der schwedischen Reaktionspartei der „Hüte“ gewesen war.

Die Revision in der Nietzsche-Literatur hat mit den Büchern von *Erich F. Podach* begonnen. Sie ist die Abwehr der bisherigen Vormundschaft des

Nietzsche-Archiv; und zugleich jener politischen Metaphysik, die sich des Hammerphilosophen bemächtigt hat, ähnlich nebulos wie im ersten Stadium der Nietzsche-Verehrung. Bernoulli konnte vor dem Krieg mit seinem „Overbeck“ nicht durchdringen; unentbehrliche Zeugnisse wurden damals geschwärzt. Die Mythologie über Nietzsches Gehirnerkrankung, die als Verfolgungswahn und als Größenwahn sich äußernde „atypische“ Form von Paralyse, hat Podach durch die ärztlichen Journale der Binswangerschen Klinik in Jena abgetan. In den *Gestalten um Nietzsche* (Weimar, Erich Lichtenstein) geht er der Kindheitsgeschichte nach, dem Verhältnis Friedrichs zu der Frau Pastor, seiner frommen Mutter, zu Rohde (mit der schmerzlichen Entfremdung), zu dem Musiker Köselitz (dem Pseudonym Peter Gast), zu Bernhard Förster, dem antisemitischen Schwager, dem Kolonisten in Paraguay, der sich drüben das Leben nahm, zu Eli-Elisabeth, dem „Lama“, der Schwester, und zu dem Rembrandt-Deutschen Julius Langbehn, von dem das „Neue Reich“ der anmaßenden Koterie um Stefan George stammt. Auch *Hellmut-Walther Brann* prüft in *Nietzsche und die Frauen* (Leipzig, Felix Meiner) den „Schwesterkomplex“, die Stellung Friedrichs zu Elisabeth, das „Oszillieren zwischen Anziehung und Abstoßung“. Die Revolte in dem Zwischenfall mit Lou Salomé, die „Klatschereien von Naumburg“ und Nietzsches dreifache Selbstgefährdung durch Verschlucken von Chloral. Die Beschuldigung: „Du bist zu meinen Antipoden übergegangen“; und den Protest gegen eine Verstrickung in den Försterschen Antisemitismus, die Nietzsche schade: „Die gesamte deutsche Presse schweigt meine Schriften tot.“ Im übrigen schleppt Brann, was sich irgend über

Nietzsches Sexualleben ermitteln läßt, herbei. Die Neigung des Studenten zu „Pusselchen“, sein Erschrecken in einem Bordell in Köln, seinen „Mangel an Spontaneität“, der ihn der Fähigkeit, Liebe hervorzurufen, beraubte, Unbefriedigung, Schamgefühl, Heiratswahn. Die Bewerbung um die Baltin Mathilde Trampedach und die andern Ehekandidaturen. Cosima-Ariadne und Nietzsche-Dionysos: das im Irrsinn verratene Götterspiel. Die Triebverdrängung mit ihren stilistischen Symptomen im „Zarathustra“. Lou Salomé und geringere Episoden. Und die Tragik zweimaliger Ansteckung, bei aller Enthaltung, das Menschlichste hinter den Masken der Begrifflichkeit.

\*

Uriel Acosta ist der Freidenker, der Bekenner, und wird sich untreu durch die „Familienbande“. *Josef Kastein* gibt seinem *Uriel da Costa* (Berlin, Rowohlt) den Untertitel: Die Tragödie der Gesinnung. Aber es erweist sich, daß dieser portugiesisch-niederländische Marrane, der, von der Synagoge verflucht, sich 1640 erschöß, der Verfasser des Manuskripts „Exemplar Humanae Vitae“, gebundener noch war als seine Feinde. Sein Vorwurf gegen die Juden von Amsterdam ist, daß sie das jüdische Ideal gefälscht haben. Er ist orthodox, gesetzestreu, und streicht die Entwicklung von tausendfünfhundert Jahren durch. Aufrührer, bleibt er in den Formen der Tradition. Nicht er wird verfolgt, er ist der Angreifer, der reizbare „Introvertierte“, ein Wortgläubiger des Rationalismus. Für den Gedanken der Sterblichkeit der Seele, die Lehre einer früheren Religionssetzung, tritt er ein, im Namen der „göttlichen Ordnung“. Erst dann wendet er sich gegen die positiven Religionen, wird seine Norm, statt der Thora die Natur. Aus Eifer

## **Bô Yin Râ hat die Jugend für sich, weil er den Weg in die Zukunft weist!**

Sein letztes Buch, das eine Orientierung über sein Gesamtwerk darstellt, hat den Titel: „Der Weg meiner Schüler.“ (Preis RM 6.—) Jede gute Buchhandlung hat die Bô Yin Râ-Bücher vorrätig. Wo sie auf Lager fehlen, wenden Sie sich an den Verlag: Kober'sche Verlagsbuchhandlung (gegr. 1816), Basel und Leipzig.

für das Judentum leugnet er es. Wiederum wandelt er sich, ist er bereit abzuschwören. „Im Besitz“, sagt Kastein, „einer Wahrheit, die ihm die endgültige scheint, friert er doch vor Heimweh und will zu jenen zurück, deren Lebenssinn durch eben diese Wahrheit verneint und aufgehoben wird.“ Die Synagoge vollzieht nicht anders als die katholische Inquisition ein feierliches Ketzengericht. Sein Schicksal ist der Tod des Maranentums, düster-pomphaft in Barockkostüm und Geistigkeit.

\*

Der *Talleyrand* von *Franz Blei* (Rowohl) ist das Porträt des Spötters, der noch auf dem Sterbebett witzelte. Der Bischof von Autun geworden war, Deputierter, vom Papst gebannter Konfiskator der Kirchengüter, Minister Napoleons, Fürst von Benevent, Minister unter Ludwig XVIII., Botschafter des Hauses Bourbon in London, Schloßherr in Valençay und bis zu seinem letzten Augenblick die Welt zum Besten hielt. Der lahrende Chérubin, den eine Theaterratte emanzipierte, der Snob in blauem Frack, weißer Weste und rehfarbener Hose, mit den schmalen, diabolisch zuckenden Lippen und der frechen Nase hat immer durch seine Morallosigkeit Bewunderung erweckt, nicht nur bei den Frauen. „Il est si vicieux“, rühmte Montrond ihm nach. Durch das Getümmel der Revolution halfen ihm seine Glätte und seine Grausamkeit. Er war der ironische Mentor Napoleons, der ihn verachtete und ihn, den Judas, anschrte: „Sie, mein Herr, sind nur ein seidener Strumpf voll Dreck.“ „Wie schade“, meinte Talleyrand, „daß ein so großer Mann so schlecht erzogen ist.“ Aber er hatte das Schlußwort bei der Nachricht von Napoleons Hinscheiden auf Sankt Helena: „Es ist kein Ereignis mehr, nur eine Neuigkeit.“ So überlebte er ihn. „C'est du Voltaire“, lispelte der bürgerliche Philosoph Cousin, als der Greis in der Akademie eine Rede hielt. Und Goethe schilderte den „ersten Diplomaten des Jahrhunderts“, dem er auf dem Olymp des Epikur eine Stätte gab, „wo es nicht regnet noch schneit noch irgendein Sturm weht“. Die „douceur de vivre“ der Epoche vor 1789 hat Talleyrand gepriesen. Lokalisiert man seine Erscheinung, so hat man sie der Restauration einzuordnen, dem durch den Wiener Kongreß befestigten Legitimus. Blei hat die Idee gehabt, ihn zu rehabilitieren, wie es seit Metternich

und Gentz geschehen ist. Er spricht in der Einleitung von der rigorosen Sittlichkeit, die Talleyrand nur als einen gelernten Macchiavellisten, einen Verräter gelten lasse. Aber Blei ist selbst viel zu sehr durch diesen Macchiavellisten amüsiert, um nicht doch Talleyrand nur aus der Buntheit des Anekdotischen heraus zu malen.

\*

Der Übergang vom neunzehnten Jahrhundert zum zwanzigsten ist eintöniger. Die Parteien herrschen, die Charaktere stehen unter der Kontrolle der Öffentlichkeit. Aber noch immer sind die Charakterromane möglich. Das zeigt das Buch *Ein Menschenleben* von *Julie Braun-Vogelstein* (Tübingen, Wunderlich), über Heinrich Braun, ihren verstorbenen Gatten, Lily Braun, die vor ihr mit ihm verheiratet war, und Otto, Lilys Sohn. Heinrich Braun, der Sozialist, war durch das Anathema, das auf dem Dresdner Parteitag bei der Abrechnung mit den Revisionisten Bebel gegen ihn schleuderte, erledigt. Die Witwe hat den Wunsch, sein wahres Bild fremden Augen preiszugeben: „Es in mir zu verschließen, wäre frevelhafter Geiz.“ Und schwärmend breitet sie seine Biographie aus. Lily Braun hat die Scheu Heinrichs, seinen Vater zu erwähnen, nicht dulden wollen; ein ungarischer Magnat sollte der außer-eheliche Erzeuger sein, wie Lily gern die Urenkelin des Königs Jérôme gewesen wäre. Braun ist in Wien Mitschüler Sigmund Freuds und wird an der Universität Freund (und Schwager) Victor Adlers. Der Sozialdemokrat begründet das „Archiv für soziale Gesetzgebung und Statistik“ und später das „Centralblatt“. Zwei Ehen sind zerfallen, als ihm Lily von Gizycki, die Tochter des Generals von Kretschman, begegnet, „blasse Vestalin“, dann „blühende Frau“ und „Titanide“ von „mänadischer Natur“. Die dritte Ehe, der Liebesbund mit Lily. Noch im Dresdner Fiasko ist ihm ihre Stimme ein Klang aus Himmelshöhen. Trostlose Geldlage; und Lily, die „tizianische Venus“, die sozialistische Marquise, die aus dem Vollen lebt, beginnt zu altern. Otto, das „kleine Genie“, muß in Berlin beobachten, wie seine Mutter ihren „starken Instinkten“ folgt, ein sexuelles Intermezzo mit einem Durchschnittsitaliener hat. Braun ist ihr Sklave. Die Gehetzte stirbt. Braun überwindet auch Ottos Kriegstod. Aber der Rest ist das Leben eines Vernichteten.

**Popularität.** Galsworthy geht in seinem Klub auf Kipling zu, schüttelt ihm die Hand und fragt gähnend und mit angenommener Gleichgültigkeit: „Kannst du mir nicht zufällig einen guten Sekretär empfehlen, Rudi, ich sitze schrecklich in der Tinte. Der meine hatte so viele Briefe zu beantworten, daß er einen Schreibkrampf bekommen hat, und jeden Tag kommen neue Stöße von Briefen aus meinem Leserkreis.“

„John“, sagt Kipling, „du kennst mich. Wenn ich dir aushelfen könnte, täte ich es mit Wonne. Aber es ist das-

selbe Elend bei mir. Meine beiden Sekretäre haben heute Morgen einen Nervenzusammenbruch erlitten, als die Post kam, und liegen im Spital mit Eispackungen. Und dabei habe ich nie einen größeren Briefeinlauf gehabt.“

„Hör' mal“, sagt Galsworthy düster, „wieviel Briefe hast du eigentlich letzte Woche bekommen?“

„Wieviele hast *du* bekommen?“ sagt Kipling.

„Ich habe dich *zuerst* gefragt“, antwortet Galsworthy gereizt und verläßt den andern ohne Gruß.

**Heinrich Eduard Jacob:** *Ein Staatsmann strauchelt.* Roman. (Paul Zsolnay Verlag.)

Eine interessante, zart und fein geschilderte, psychoanalytisch verankerte Geschichte, die in Wien spielt, der Stadt, „wo jeder sich alles richten konnte“. Begebenheiten aus dem Leben eines österreichischen Ministers, der in einer seltsamen Aufwallung der Seele und der Sinne in einem dunklen Park ein Schulmädchen abküßt und dabei ertappt wird. Mit vollendeter Technik, die an Schnitzlers „Leutnant Gustl“ und Georg Hermanns „Nacht des Dr. Herzfeld“ erinnert, sind die Begebenheiten in eine Nacht zusammengedrängt. „Glaubte nicht jeder von jedem das Schlimmste, sobald die Stunde gekommen war“, sagt der Minister im Selbstgespräch und erlebt Verstrickungen, die beinah zum Verhängnis werden. Aber sie lösen sich, erlösen dann den Strauchelnden und führen ihn zu Frau und Kind zurück.

*Frhr. v. Reibnitz, Staatsminister a. D.*

**Marcel X. Boulestin:** *Almanach der feinen Küche.* Ein Tagebuch der besten französischen Rezepte. (Societäts-Verlag, Frankfurt am Main.)

„Wie kann man gut und reizvoll kochen?“ Diese alte und ewig aktuelle Frage beantwortet der Verfasser, indem er sich mit Recht gegen die kulinarische Standardisierung und gegen den gastronomischen Internationalismus wendet. Bravo! Er sucht praktisch zu beweisen, daß die französische Küche einfach, bescheiden und billig ist. Er redet der sparsamen Hausfrau die Verwendung von Butter, Rahm, Wein und etwas Cognac ins Ohrchen. Er warnt vor dem kulinarischen Snobismus seiner Heimat und zielt damit heimlich auf die Herren Paul Reboux, Maurice des Ombiaux, Curnonsky, Marcel Rouff. Und er schießt damit ein wenig über sein gutes Ziel hinaus — er, der ein Restaurant in London hat und sich seine frischen Steinpilze direkt aus der Gascogne im Flugzeug kommen läßt. Das sind „Gascogner Cadetten“, die man sich gern gefallen läßt. Zur Einführung hat sich Boulestin einen Herrn R. C. Samazeuilh verschrieben, und er hat der deutschen, sehr gut ausgestatteten Ausgabe seines Buches ein besonderes Vorwort gewidmet. Um die gute bürgerliche Küche geht der Kampf — und zwar mit Waffen, deren Schlagkraft man gern anerkennt. Achtung! Aus Frankreich kommt der Ruf zur gastronomischen Bescheidenheit, zur gastrosophischen Bescheidung. Das ist das durchaus Neue und entschieden Beachtenswerte. „Das Schlimmste im Leben ist üble Laune und ein verdorbener Magen.“ Der Satz sei gern unterschrieben. Die Rezepte, durchweg leicht nachzumachen, schließen sich den Jahreszeiten an und übersehen für Deutschland vielleicht nur den einen Umstand: daß Frankreich von der Natur erheblich gesegneter als unser Land ist. Das ist aber auch der einzige Einwand, den man gegen dieses leckere, appetitanreizende Buch erheben kann. Wohlschmeckerisch liest sich jeder Monat hin und kargt nicht mit besten Anregungen. Gutes Essen ist gewiß wichtiger als viele sogenannte „lebenswichtigen Dinge“. Der viel gerühmte Brillat-Savarin müßte sich vor diesem Buch verstecken und seiner „Physiologie du goût“ nach reichlich einem Jahrhundert die praktische Nurzanwendung des Augenblicks folgen lassen, mit dem beschämenden Eingeständnis: Monsieur Boulestin ist mir zuvorgekommen! Er ist ein Prachtkerl! Er muß sich auch in Deutschland Gehör, d. h. Geschmack verschaffen! Und er wird es zweifelsohne . . .

*Munkepunkte.*

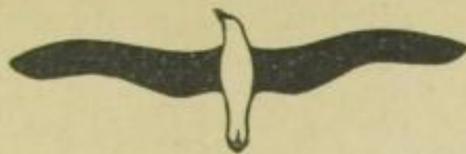
### Ein Ahnherr der Kriegsgewinner.

Es ist immer erfreulich, wenn sich ein großer Industrieller nicht nur mit Geschäftsbüchern, sondern auch mit literarischen Büchern befaßt. Das tut der rheinische Großindustrielle *Otto Wolff* in einem Werke: *Die Geschäfte des Herrn Ouvrard. Das Leben eines genialen Spekulanten* (Rütten und Lœning Verlag, Frankfurt a. M. Main, 1932) — wobei ich nur glaube, daß man mit dem Worte „genial“ etwas sparsamer umgehen sollte. Das Buch, auf reichem Quellenmaterial (zum Teil aus der Bibliothek des Herrn Wolff selbst) aufgebaut und sehr schön ausgestattet, liest sich wie ein kulturpolitischer Roman. In der Tat ist auch das Leben Ouvrards wert geschildert zu werden. Viel bewundert und viel gescholten, ist er ein Ahnherr der Heereslieferanten und Kriegsgewinner, wie sie in Revolutions- und Kriegszeiten aufzutauchen pflegen und durch atemberaubenden Aufstieg und tiefen Fall das Interesse von Mit- und Nachwelt fesseln. Schon in der Wahl des Zeitpunkts seiner Geburt war Ouvrard weitblickend: er war ein Revolutionskind. Als Sohn eines bescheidenen Papierfabrikanten in der Provinz gründet er im Alter von 19 Jahren den ersten „Ring“, indem er 1789 — klug voraussehend, daß bedrucktes Papier ein Hauptartikel der Revolution sein werde — alle Papiervorräte aufkauft und dabei 300 000 Fr. verdient. Nun geht die Spekulation in allen möglichen Artikeln, besonders in solchen des Heeresbedarfs vorwärts, und mit 29 Jahren hält er schon bei 29 Millionen. Aber die *Auri sacra fames* treibt ihn auf der beschränkten Bahn weiter. Er macht Geschäfte mit der Politik und Politik mit Geschäften, benützt Weiber- röcke und Soutanen, Minister und solche, die es werden wollen, gewinnt Barras und Cambacérès. Nur einen gewinnt er nicht: Napoleon, den Schätzer des Geldes und Verächter der Geldgeber. Für wirtschaftliche und finanzielle Dinge ohne Einsicht und Rücksicht, läßt er Ouvrard wiederholt verhaften und einsperren, wie ja überhaupt im Leben dieses großen Spekulanten, je nach dem Geld- und Galeriebedürfnis der Machthaber, nichts beständig ist als der stete Wechsel zwischen Palais und Schudturm. Siebenmal saß er darin, einmal fünf Jahre lang. Assignaten, Inflation, Deflation, Reflation und wie alle die schönen Fremdwörter für das einfache deutsche Wort Vermögensverlust heißen mögen — welch „große Zeit“ für eine spekulative Begabung vom Range Ouvrards. Liest man die lebendige Schilderung dieser Zeiten, die so viele verwandte Züge mit den unsrigen aufweisen, so wird man wieder einmal gewahr, daß die Geschichte zwar eine glänzende Lehrerin ist, aber leider das Unglück hat, sehr unaufmerksame Schüler zu besitzen. Jedes Geschlecht, ja jeder einzelne schlägt die Bücher der Geschichte frisch auf und macht dieselben Erfahrungen, das heißt: erfährt, was man nicht zu erfahren wünscht. — Man schreibt das Jahr 1815. Frankreich hatte die Tributlasten — so hießen damals die Reparationen — und die Verpflegungskosten zu bezahlen, mit allen Rückständen die stattliche Summe von 2<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Milliarden. Ouvrard schlägt vor, die Schuld von — den Gläubigern bezahlen zu lassen im Wege der Übergabe französischer staatlicher Prioritäten, gesichert durch eine Amortisationskasse, die durch die Einkünfte der staatlichen Forste, allenfalls durch mäßige Steuererhöhungen zu speisen wäre. Mit Hilfe eines Konsortiums, bestehend aus den Häusern Baring in London, Hope in Amsterdam und einigen französischen Bankiers, darunter Jacques Laffite, wird der Plan nach verschiedenen Wendungen und Wandlungen schließlich durchgeführt. Laffite wehrte sich, wie aus seinen kürzlich erschienenen, sehr interessanten, aber von Eitelkeit strotzenden Memoiren hervorgeht, entschieden gegen die Teilnahme Ouvrards und drohte sogar, sich deshalb von der ganzen Operation zurückzuziehen. Wie er überhaupt in seinen Memoiren, die schon durch die Vorbelastung mit der Hypothek der Eitelkeit vielleicht nicht das volle Maß von Glaubwürdigkeit verdienen, Ouvrard sehr von oben herab behandelt und ihm gegenüber mit besonderer Schärfe die Rolle des Begründers des französischen öffentlichen Kredits für sich beansprucht. Dieser ganze Prioritätenstreit um die französischen Prioritäten hat übrigens ein nebensächliches Interesse wie die

meisten derartigen Kämpfe um die geistige Erstgeburt. — Sehr unterhaltend sind, ein halbes Menschenalter später, die Schilderungen über die Leerverkäufe in französischer Rente, die Ouvrard 1830 anlässlich der Juli-Revolution durchführte und damit die Häuser Rothschild, die am Kurse dieser Rente besonders interessiert waren, um 17 Millionen Gulden erleichterte. Er hat damit ein Ideal verwirklicht, das er 1824 bei einem Finanzplan dem Londoner Goldschmidt entwickelt hatte: „Rothschild-Geld in legaler Weise in unsere Kassen umzuleiten.“ — Im Jahre 1846 stirbt er in London, 76 Jahre alt, wahrscheinlich vermögenslos, unbemerkt. Der Mann, der so viele Spekulationsringe gegründet hatte, vergaß offenbar, einen Ring rechtzeitig ins Meer zu werfen, den Ring des Polykrates. Stellt man schließlich Soll und Haben dieses ungewöhnlich stark bewegten Lebens einander gegenüber und die Gesamtrechnung auf, so wird man das Gefühl eines großen Passivsaldo nicht los. Selbstbewußt, mutig, mit glänzendem finanziellen Spürsinn ausgestattet, fortwährend vom Kitzel der Spekulation als seinem inneren Dämon getrieben, vom Millionenrausch umnebelt, entbehrt er doch des schöpferischen Ideals, das allein Wertbeständiges schaffen und hinterlassen kann. Und so bleibt von diesem Leben, das wie wenige alle sozialen Höhen und Tiefen durchmessen hat, als einziges wertvolles Vermächtnis — ein interessantes Buch.

Rudolf Sieghart

**Mark Aldanov:** *Eine unsentimentale Reise* (Carl Hanser Verlag, München) Porträts politischer Zeitgenossen von Valera bis Gandhi. Aldanovs Methode (zwischen Intuition und Sachkenntnis richtig pendelnd) ist alt und neu zugleich. Er vertraut seinem Auge, aber er weiß, daß alle tauglicher Zeitdarstellung auf dem Satz fußen muß: „Im Anfang war das Faktum.“ Von hier mag die Revision der Geschichtsschreibung angehen. Dann wird die „Orientierung im Raum“ von selber kommen.



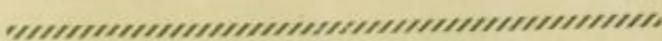
Eine preiswerte Anthologie des modernen englischen Schrifttums ist der

## ALBATROSS ALMANAC 1933

Er enthält auf 200 Seiten Erzählungen, Essays, Briefe, Gedichte und Auszüge aus Werken von *Hilaire Belloc, Aldous Huxley, D. H. Lawrence, Charles Morgan, Louis Golding, Liam O'Flaherty, Sinclair Lewis, Katherine Mansfield, Bernard Shaw, James Joyce, Hugh Walpole* und vielen anderen im Originaltext

Preis 80 Pfennig

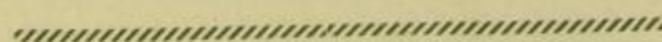
THE ALBATROSS VERLAG  
HAMBURG



Von  
KATRIN  
WIND JALOWITZ

von *Adrienne Thomas*. Neue billige, ungekürzte Ausgabe des erfolgreichen, in elf Sprachen übersetzten Liebesromans aus der Kriegszeit, dessen Einfachheit erschüttert. Deutsche Auflage allein 200 Tausend. In Ganzleinen jetzt nur noch

2 85  
MARK



**Alexander von Rußland:** *Einst war ich ein Großfürst* (Paul List Verlag, Leipzig).

Kenner der höfischen Prinzenerziehung werden Parallelen in den anmutigen und lebhaften Schilderungen von Alexanders Jugendzeit entdecken, wie sie auch in anderen Regentenfamilien in den 70er Jahren gebräuchlich waren. Umso lebenswahrer und packender ist der bescheidene und einfache Stil des Autors, da er bei der Marine in der ganzen Welt herumgekommen ist und eine gütige Fee einen guten Schuß gesunden Demokratismus in seine Wiege gelegt hat. Die glückliche Kombination, seine Kindheit in den Bergen, seine Jugend zur See verbracht zu haben, bewirkten seinen weiten Blick und seine Vielseitigkeit. Voll Liebe und Verehrung spricht er von seinem Vater und von Alexander III., die beide tüchtige Männer gewesen sind. Er ist aber nicht nur Prinz, sondern auch Russe, und da erscheinen die Schwermut und die merkwürdige leichte Lebensauffassung im Verein mit starker Vaterlandsliebe: sehr treffend ist Nikolaus II. gezeichnet, der wankelmütige und ängstliche letzte Zar aller Reußen. Offenherzig erzählt Alexander von seiner Abscheu vor dem höfischen Zeremoniell und dem erdrückenden Zwang, den die orthodoxe Kirche insbesondere auf die Prinzen des Hauses Romanow ausgeübt hat. Er scheut sich auch nicht, von seiner Liebe zu einer Dame zu sprechen, die, klüger als er, ihm den Austritt aus der Familie ihretwegen verwehrt hat. Er sieht die Dinge in Rußland kommen. Er will Nikolaus II. helfen. Er kann aber dessen Zughaftigkeit und vermeintliche Pflichttreue nicht überwinden und sieht seinen Vetter mit offenen Augen in sein Verderben rennen. Richtig erkannt und richtig gewürdigt hat er die Königin Victoria und Eduard VII. sowie Wilhelm II. Die Porträts seiner nächsten Verwandten sind ein Meisterstück an Menschenkenntnis, insbesondere Wladimir und Alexis, die ich, wie die ebenerwähnten, auch gut gekannt und ebenso taxiert habe. Alle die furchtbaren Fehler, die der unglückliche Nikolaus II. und dessen schlecht gewählten Berater gemacht haben, gesteht er unumwunden ein, sucht aber in lebenswürdiger Weise sie als verzeihliche menschliche Schwäche darzustellen. Man gewinnt einen Einblick — von berufener Seite — in die Verhältnisse am Hofe in Petersburg und dankt dem Autor für seine Aufrichtigkeit. Gerade seine liberalen Anschauungen ermöglichen es ihm, die Spreu vom Weizen zu scheiden: einerseits den Finger auf sonst verdeckte Wunden zu legen, andererseits aber jene Menschen, die durch ihre Erziehung in einer fremden Welt leben, uns doch menschlich nahezubringen. Ich wünschte, Alexander zu begegnen und ihm die Hand zu schütteln, denn geistig Verwandtes ist in uns beide gelegt worden.

*Leopold Wölfling*

**Oskar Maria Graf:** *Einer gegen Alle*, Roman (Verlag Universitas, Berlin).

Der eine ist der vermißt gemeldete bayrische Infanterist Georg Löffler, der zwar zurückgekehrt ist, aber nicht heimfinden kann. Wie ein Ausgestoßener kampiert er im Dachauer Moos, strolcht umher, schlägt sich ins Vogtland durch, zu Max Hölz. Gendarmen, die ihn aufhalten wollen, wirft er eine Ladung Pfeffer in die Augen, und auch auf das eine oder andere Menschenleben kommt es ihm nicht an: „Hundertmal hatte er im Kriege das gleiche getan.“ In Sachsen angekommen, stellt er sich keineswegs dem politischen Kampf. Gewissenlos nutzt er die allgemeine Erregung zu seinem persönlichen Vorteil. Überfälle und Einbrüche verschaffen ihm riesige Beute. In diesem dumpfen Bauernburschen kann der Krieg nicht zur Ruhe kommen, Tag und Nacht ächzt er dahin unter seinem Alp, der ihn begleitet wie ein zweites Ich. Und „Krieg, das war anfangs gewiß etwas Gemeinschaftliches, nach und nach versandete er zu einem verstreuten Kämpfen des Einzelnen gegen die alltägliche Gefahr, und zum Schluß werkelte jeder losgelöst von allen im leeren Nichts. Da begann die fressende, uferlose Melancholie“. Diesem Manne ist das Leben sinnlos geworden, jedes Leben für immer. Wohl geht er gegen die Ordnung an. Aber er ist kein Aufrührer. Er ist ein Verirrter. Er hat den Zusammenhang aller Dinge verloren. Sein Los ist schauerliche Einsamkeit. Sogar seine Verbrechen bringen ihm keine Selbstbefreiung; auch sie bedeuten ihm nichts. Weite Räume durchwandert er und dreht sich doch immer im Kreise. Ein unsichtbarer Käfig hält ihn gefangen, gegen dessen Stäbe er trostlos-vergeblich anrennt. Als er schließlich geschnappt und tatsächlich ins Gefängnis geworfen ist, ficht ihn der Zwang nicht an. War sein Leid namenlos, will auch er namenlos sein: das ist seine Genugtuung. Die Justizmaschine ist ratlos; gegen Unbekannt kann kein Verfahren eröffnet werden. Aber er schließt es selbst: steigt in der Zelle auf den Abort, steckt den Kopf zwischen die am Leitungsrohr aufgehängten Hosen-träger und springt ab. Sein Tod ist so primitiv und banal wie sein ganzes verpfushtes Dasein. Zwei Ereignisse haben ihn aus der Bahn geworfen. Das eine: der Krieg. Das andere: daß er einmal zu Ende war. „Einer gegen Alle“ ist keine angenehme Kost; sie schmeckt bitter wie Medizin. Doch sie ist heilsam wie diese. Man wird das Buch mißverstehen und angreifen. Schon deshalb, weil niemand den Helden lieben kann. Aber seine Geschichte ist ein Meisterwerk von düster schwelender Glut, dessen Feuer nicht schnell verlöschen wird. Dieser eine ist ja nicht der Einzige, mag auch nicht jeder seiner Schicksalsgefährten so folgerichtig den Weg ohne Ziel bis zur Vernichtung gegangen sein.

*Herbert Günther*

**Hermann Kesten:** *Der Scharlatan*. Roman (Verlag Gustav Kiepenheuer, Berlin).

Am Schluß des Romans ruft einer dem andern zu: Scharlatan — und beide zusammen rufen es einem dritten zu: Scharlatan. Drei Scharlatane? Noch mehr. Sie alle, die Hermann Kesten in drei Jahren durch alle Berufe und Schichten unserer Zeit mit einem atemlosen Furioso hetzt, sie alle gehören zu denen, die mehr versprechen, als sie wissen und können. Lauter Scharlatane, ohne daß sie es ahnen. Ein mitleidloser Roman, aber aus der Liebe zu den Menschen heraus. Wie stehen sie da arm und verloren in der unvergänglichen Schönheit der Landschaft! Wie sind sie die einzigen Dissonanzen in der gewaltigen Symphonie und Harmonie der Schöpfung! Mit einem Gelächter voll Trauer, die ihre Erkenntnisse bis zu Ende denkt, zeigt Kesten, wie die Menschen sich wandeln, sich in ihr Gegenteil verkehren, wie sie wechseln „von Frist zu Frist Aussehen, Gestalt, Person, Seele, ihren Wert, ihre Bedeutung, ja, sie verlieren sogar ihre Unterschiede. Der Schuft von heute ist morgen ein Gerechter, der Gerechte von gestern ist heute ein Schuft. Und morgen? Niemand weiß es. Woran soll man sich halten? Gibt es eine Kenntnis und Lehre von der Seele und ihren Verwandlungen? Oder sind wir alle betrogene Betrüger, unbelehrte Lehrer, fremde Vertraute, benannte Namenlose, gezählte Unzählige? Haben die meisten Paß und Dokumente und keiner eine unverwechselbare Seele?“ Aber Kesten ist kein Verzweifler, der sich an der Untergangsstimmung wie an einem schweren Wein betrinkt. Nein — und das gibt dem Roman seine beispielhafte Bedeutung — hier kämpft die Enttäuschung, der Nihilismus der Dreißigjährigen von heute, aus vielen Wunden blutend, um ein neues Weltbild, um eine neue Gläubigkeit. Erregend der Stil, in dem Kesten erzählt. Vorgänge und Menschen werden nah und fern zugleich. Wie durch ein Fenster, durch das man aus dem Dunkel ins Helle blickt, ergeht es dem Leser. Was er gewahrt, ist blutvoll wirklich und seltsam puppenhaft zugleich. Überhaupt ist dieses „Zugleich“ das, was das Wesen Hermann Kestens ausmacht: das Lächerliche und das Traurige ist ihm eine untrennbare Einheit, sie heißt Leben.

Oskar Mauus Fontana

**George Grosz:** *Der große Zeitvertreib* (Müller & Kiepenheuer, Potsdam).

Eine neue, nicht sehr lange Folge von Zeichnungen eines der wenigen deutschen Künstler, die internationale Geltung haben. Als die Blätter erschienen, kam die Nachricht, daß Groß nun definitiv nach Amerika übersiedeln wird, und nur aus dem Grund, weil ein international geltender Künstler in Deutschland sich nicht mehr die Butter aufs Brot verdienen kann. Drüben erwartet ihn eine ausdrücklich für ihn eingerichtete Zeichenschule. Wahrscheinlich wäre er in Deutschland mit einem geringen Teil der Freudigkeit zufrieden gewesen, mit der man ihn drüben empfangen hat — wenn man überhaupt eine solche Freudigkeit aufgebracht hätte. Wenn unsere sogenannten Verantwortlichen auch nur das geringste Gefühl für das von ihnen „souverän“ beackerte Gebiet Kulturpolitik hätten, würden sie unserm an Begabungen so entsetzlich armen Land einen Künstler und Menschen wie Groß unter allen Umständen erhalten haben. Wenn es überhaupt einem Regierenden gegeben wäre, aus Zeichnungen die Zukunft zu erkennen: Groß hat seit dem Kriegsende auf hundert und aberhundert Blättern geschildert und — gewarnt. Von den unvergeßlichen Mappen *Gott mit uns* und *Ecce homo* über das *Gesicht der herrschenden Klasse* und *Abrechnung folgt* bis zum *Spießerspiegel* und *Über alles die Liebe* — wer Augen hatte zu sehen, wußte, daß die augenblicklich zu absolvierenden Glücksjahre bevorstanden und — zu vermeiden waren. (Man vertiefe sich noch einmal in das „Gesicht der herrschenden Klasse“.) — Seine neuesten Zeichnungen schließen sich an Eindringlichkeit den früheren Zyklen an. Man braucht nur einen Blick auf die vermickerten Kinder zu werfen, die das Soldatenspielen nicht lassen können — um verzweifeln zu müssen vor dem Cassandra-Schicksal des großen Geistes, der unzähliges Leid hätte abwenden können, wenn man seinen Visionen geglaubt hätte! — Peter Pons hat die Unterschriften der Bilder verfaßt, irrtümlicherweise in Gedichtform. Die Titelzeile hätte genügt.

Hans Rothe

**Vargas Vila:** *Die neunte Symphonie* (Eden-Verlag).

Wir wissen wenig vom Schaffen latein-amerikanischer Autoren. Hier ist noch ganz großbürgerliche Atmosphäre. Die Literatur ist, von wenigen Ausnahmen abgesehen, zugewandt einer Artistik, die in sich Schwebe und Genügen findet. Ein Muster dafür ist der Columbianer Vargas Vila, der, nach seinen Auflageziffern zu urteilen, fast die gesamte Leserschaft der gebildeten Schichten für sich haben muß. G. H. Neuendorff bringt in einer sprachlich sehr nuancierten Übersetzung „Die Neunte Symphonie“ des Autors heraus. Das Buch ist eine der merkwürdigsten Begegnungen. Man gerät hinein wie in einen überhitzten Saal. Es flimmert von Farben, es schäumt von Wort-Räuschen, es hat eine übersteigerte exotische Schwüle, die nicht immer ertragbar ist. Aber es interessiert zu sehen, wie hier, fern von jeder modernen Skepsis oder Weltuntergangsstimmung, eine Welt aufgebaut wird, die Welt eines Musikers, der Kunst, Liebe, Politik und Tod so egozentrisch und orgiastisch zugleich erlebt, wie das sonst noch kaum auf der Welt irgendwo möglich ist.

— r —

J. Jastrow: *Weltgeschichte in einem Band* (Ullstein-Verlag).

Ein bescheidener, sprachlich unambitionierter und nichts als wissender Mann versucht den jungen Leuten in einem Vademecum die Zusammenhänge der Weltgeschichte zu erklären. Was kommt heraus? Ein Werk, das in seiner Voraussetzungslosigkeit das Gesicht der Güte trägt. Sein Gelehrtendeutsch hat — wie immer, wenn sich der Zwang zur Abkürzung mit dem originalen Anschauen begegnet — Charakter. („Dichter der Weltliteratur hat ein protestantisches Land erst spät hervorgebracht; dann aber: Shakespeare und Milton.“) Und der Verfasser ahnt kaum, an welchen Abhängen ihn seine Abneigung gegen moralische Verfälschungen entlang führt — ein koketter, tendenziöser Schritt weiter, und er läge im kulturbolschewistischen Graben. Daß er dieses Schritts nicht fähig ist und lächelnd (nicht ohne Bosheit) immer im Schutz der Tatbestände bleibt, bringt ihn in Nähe zu den Größten. Er ist Aufschreiber — wieviel Umwälzendes ist damit gesagt! So wenn er auf den drei Seiten, mit den bei ihm die französische Revolution ihr Auslangen finden muß, sagt: „Die Masse, aus der Not heraus mit Forderungen vorstürmend . . . war von den Verheißungsbildern beeinflusst, die, tröstend oder aufwiegelnd, die Jahrhunderte hindurch eine geschriebene oder gesprochene Literatur gebildet hatten. Von den Vätern der Revolution wurden diese Anläufe als störende Pöbelexzesse beschrieben — ebenso wie die Revolution von den Enthronen der Gesellschaft“. (So gibt ein gütiger Lehrer dem reaktionären Schüler Antwort.) Oder wenn er den Siebenjährigen Krieg mit ein paar Zeilen abtut, um dagegen in das Dunkel der Völkerwanderung reiches Licht zu bringen. Am hübschesten aber sind seine „gedrängten Übersichten“. Was kann ein Wissender mit Ziffern und Schlagworten nicht alles sagen! Man nehme die Übersicht „Burgund“. Das Neue darin ist, daß er diesen Begriff — und dahin führt ja der Sinn der Bildung! — nicht allein von der territorialen und historischen, sondern auch von der assoziativen Seite faßt, so daß etwa als Merkworte nebeneinander stehen: Freigrabschaft Burgund und Burgunder Wein. Stenographierte Fülle statt opalisierender Dürftigkeit. Ich beneide die Schüler, die aus diesem Lehrbuch der Zusammenhänge ihr erstes Wissen holen dürfen. Wahrscheinlich wendet sich der Autor im Vorwort aus einer Art Verzweiflung an sie. Er weiß, daß er in seinem Werk, für den Geschmack der Väter, der Phrase zu wenig entgegengekommen ist. Anton Kub.

Egon Friedell: *Kulturgeschichte der Neuzeit. III. Band: Vom Wiener Kongreß bis zum Weltkrieg* (C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München).

Bei Gelegenheit der Aphorismen von Egon Friedell, die dieses Heft einleiten, sei auf seine aphoristische Kulturgeschichte hingewiesen, deren dritter Band hier noch nicht angezeigt wurde — aphoristisch im Sinne jener Aphorismen zur Lebensweisheit, die aus dem Philosophen Schopenhauer einen Sozialpädagogen machten, und zwar einen mit System. Auch Egon Friedells Aphorismen zur Kulturweisheit sind keine Gedankensplitter, sondern Gedanken, auch sie folgen einem System, das der Verfasser mit ironischem Stolz das unwissenschaftliche nennt. Man darf sich durch dieses Programm nicht verführen lassen, nichts als vergnügliche Paradoxe in diesem Werk zu suchen: es ist vielmehr von jener heiter-klaaren Gescheitheit geschrieben, der die Weltbetrachtung die Weltanschauung ersetzt, von einem skeptischen, doch weltfrohen Geist, der ein Dilettant ist im besten, im Goetheschen Sinn des Wortes, also ein Amateur und Vielversther. Und wenn, wie Kant meint, Kunst nichts anderes ist als ein Spiel der Sinnlichkeit, geordnet durch den Verstand — so liegt hier ein Kunstwerk vor, mit einer Leichtigkeit gefügt und zu genießen, wie sie etwa dem von Friedell bewunderten Meister Wilhelm Busch gelang. Vor allem gilt das für den Stil der Darstellung, deren Definitionen ebenso scharf wie subtil sind. In dieser Nichtillustrierten Kulturgeschichte, die eben deswegen um so plastischer Kleidermoden, malerische Gegenstände, das Wesen des Impressionismus oder die Schlacht bei Königgrätz wiederzugeben weiß, gelingt es dem Dr. phil. Friedell, das spezifische Gewicht der deutschen Sprache zu erleichtern. V. W.

---

Verantwortlich für die Redaktion: Victor Wittner, Berlin-Charlottenburg. —  
Verantwortlich für die Anzeigen: Herbert Kraus, Berlin. — Nachdruck verboten.

Zuschriften nur an die Redaktion: Berlin SW 68, Kochstraße 22—26

Verantwortlich in Österreich für Redaktion: Ludwig Klinenberger, für Herausgabe: Ullstein & Co., G. m. b. H., Wien I, Rosenbursenstraße 8. — In der tschechoslowakischen Republik: Wilhelm Neumann, Prag. — Der Querschnitt erscheint zwischen dem 8. und dem 15. jeden Monats und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen; ferner durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste.



*Wie lange überlegt man.  
bis man sich ein Haus baut?*

Es vergehen Wochen und Monate —  
Man genießt die Vorfreude des Vollendeten —  
Über Traum und Überlegung wächst die Idee  
mit der ständigen Lektüre der

„Monatshefte für Baukunst“

Die monatlichen Ausgaben betragen für den  
Abonnenten nur 1.60 M.

Die Sehnsucht nach dem eigenen Heim im  
eigenen Hause erfüllt Viele. Ihre Verwirk-  
lichung wird dadurch gefördert, daß man sich  
mit den Fragen der heutigen Baukunst beschäf-  
tigt; man bringt dadurch unbestimmte Pläne  
zur Klarheit und Reife.

Die Monatshefte für Baukunst sind zu beziehen  
durch jede Buchhandlung oder direkt vom

**BAUWELT-VERLAG · BERLIN SW 68**

Charlottenstraße 6 · Postscheck: Berlin 660

# FRIEDR. v. HOLSTEIN

## LEBENSBEKENNTNIS

Herausgegeben von  
Reichsarchivrat Dr. Rogge

Der Geheime Rat von Holstein, der Mann, der in der Verborgenheit des Auswärtigen Amts die Reichspolitik beherrschte, war bis jetzt die rätselhafteste Figur der Vorkriegszeit. Unter Bülow war er gestürzt worden. Er starb, grollend über den Undank. Bis heute blieb seine schriftliche Hinterlassenschaft der Nachwelt entzogen, und immer mehr umdunkelte sich Holsteins Charakterbild.\* Was er verschwieg, jetzt wird es aus seiner privaten brieflichen Aussprache mit einer verwandten Frau offenbar. Die Briefe beginnen 1850 und schließen kurz vor dem Tod, 1909. Alle Intrigen und Kabalen der 80er Jahre tauchen in ihnen auf. Es ist ein beispielloses Kapitel diplomatischer Geschichte, wie es der „grauen Eminenz“, diesem ungeselligen Sonderling, immer wieder gelingt, aus dem Hintergrund in die Politik einzugreifen; so war die Erneuerung des Dreibundes Holsteins Werk. Im Gegensatz zu Bülow trat er für ein enges Zusammengehen mit England ein und bekämpfte die Haltung des Kaisers und seines Kanzlers während der Burenkriege. Der wichtigste Zeuge aus der Zeit Bismarcks und Wilhelms II. nimmt hier das Wort. Was er erzählt, gibt das intimste Bild aus der Diplomatie des deutschen Kaiserreichs.

### **Soeben erschienen!**

Ein Band, vorzüglich ausgestattet, 400 Seiten Text, 19 Seiten Register, Abbildungen und Faksimile/Beilagen. In Ganzleinen 12 Mark, broschiert 9 Mark.

## Verlag Ullstein

Gedruckt im Ullsteinhaus, Berlin